P. o. germ.
1926 n/13 Herbert

Napoleon III.

Roman und Geschichte

von

Lucian Herbert,
Verfasser des Romans „Louis Napoleon".

Dritter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1863.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt des dritten Bandes.

Zweite Abtheilung.

Prätendent und Präsident.

Zweite Abtheilung.

Prätendent und Präsident.

Erstes Kapitel.

Jerôme und seine dritte Frau.

Vor einem elegant aussehenden, einstöckigen Hause auf dem Platze Maubert hält eine Equipage, aus welcher ein alter Mann heraussteigt.

Der alte Mann hat heute einen guten Tag; die Gicht, die ihm sonst die Knochen zu durchwühlen pflegt, hat sich momentan zur Ruhe gelegt, er kann wieder einmal auf seinen Füßen stehen, ohne Höllenschmerzen zu empfinden, er kann sogar gehen und er hat sich auch vorgenommen, den guten Tag auszunützen. Denn trotz der Gicht hält er immer noch sein altes Kasseler Motto fest: „immer lustik“.

Er will heute wieder einmal „lustik“ sein und steigt mit ziemlicher Behendigkeit die bequeme Treppe empor, die er schon hundertmal hinangestiegen ist.

Zuerst hat ihn die Liebe, später die Gewohnheit nahezu täglich diesen Weg gehen lassen — jetzt ist er aber schon lange nicht hier gewesen. Ueble Laune, Krankheit, Ueberdruß an Allem und Jedem haben ihn zu Hause festgehalten und wie er jetzt auf einem der Treppenabsätze stehen bleibt, um auszuruhen, Athem zu schöpfen und seinen Rücken gerade zu richten, macht er sich im Stillen Vorwürfe über sein langes Fernbleiben von diesen Räumen, wo er sonst ein täglicher Gast gewesen.

Jetzt zieht der alte Herr die Glocke — der Bediente, der auf dies Zeichen hin erscheint, macht ein verlegenes Gesicht und bittet, Monseigneur möge Acht geben, damit er nicht über die vielen Koffer und Kisten stolpere, die im Vorzimmer durcheinander liegen.

„Hoho!" ruft der alte Herr verwundert, „wozu die Kisten und Koffer? Ihr wollt doch nicht verreisen?"

„Die Frau Marquise haben befohlen, daß Alles eingepackt werde!" erwiedert der alte Bediente schlau, indem er die eigentliche Frage unbeantwortet läßt und um sie herumgeht.

Der alte Herr schüttelt den Kopf und geht weiter. Er windet sich durch das in bunter Unordnung umherliegende Gepäck hindurch und will eben auf die zu den Wohngemächern führende Thür zugehen, als sich dieselbe rasch öffnet.

Ein Mädchen von zehn bis eilf Jahren wird auf der Schwelle sichtbar. Es verzieht das rosige Gesichtchen zu einem lieblichen Lachen, als sie den Alten erblickt, klatscht vor Freude in die Hände und wirft sich dann mit einem aus frohem Herzen herausgejauchzten: „der Papa — der liebe Papa!“ dem alten Herrn an den Hals.

Es ist ein reizendes Bild: der alte Mann sieht mit Wohlgefallen auf das frische Kinderantlitz nieder, die rosige Wange des Mädchens berührt die runzlige und gefurchte des Alten, die kirschrothen Lippen klammern an der welken Stirn, dabei stellt sich das Kind auf die Zehen und sucht den alten Mann zu sich niederzuziehen.

Nun löst sich die Kleine von dem Alten los, wendet ihr von rabenschwarzen Locken eingehülltes Köpfchen gegen das Zimmer, aus welchem sie herausgesprungen kam und ruft:

„Mama, Mama, mache geschwind ein heiteres Gesicht — Papa ist da!"

Der alte Herr folgt dem Mädchen in das Zimmer, in welchem eine Dame vor einer Stickerei sitzt.

Die Dame ist nicht mehr jung und schön — sie muß den Vierzigen näher sein als den Dreißigen, aber es sind noch immer Ueberreste früherer Schönheit vorhanden. Das Gesicht zeigt edle Züge, die Büste verführerische Formen, das von großen Wimpern beschattete Auge hat einen schwärmerischen Ausdruck, der jetzt nur durch Spuren von Thränen gedämpft erscheint.

Der jubelnde Ausruf des Mädchens hat die Dame nicht vermocht aufzublicken — sie stickt emsig weiter und hat kein Auge für den Besuch.

Der alte Herr reicht ihr seine Hand — sie legt die ihrige halb widerstrebend in dieselbe, ohne jenem das Antlitz zuzukehren.

Die Kleine rollt einen bequemen Lehnstuhl herbei, in welchem der alte Mann neben der Dame Platz nimmt, die er forschend, bestürzt ansieht.

Er wollte „lustik" sein — was ihm aber hier

vor Augen kömmt, scheint sein Programm einigermaßen alteriren zu wollen.

„Willst Du nicht nach Deinen Puppen sehen, Theresa?“ frägt der alte Herr das junge Mädchen, nachdem er demselben noch einige Liebkosungen gespendet.

Das Kind versteht den Wink und hüpft von dannen.

Es ist kaum entschwunden, als sich der alte Mann zu der Dame niederbeugt und hastig und halblaut die Frage hinwirft:

„Sie scheinen verstimmt, meine Liebe! Haben Sie Kummer gehabt? Und worauf deuten diese forcirten Reisevorbereitungen?“

„Ich werde Paris verlassen!“ erwiederte die Dame trocken.

„Nicht möglich! Paris verlassen! das heißt so viel als mich verlassen — mich — ohne meine Zustimmung — ohne mich zuvor gefragt zu haben — wie soll ich das verstehen?“

„Die Erklärung ist sehr einfach! Sie zeigen durch Ihr Benehmen, daß Sie meiner überdrüßig sind — nun gut, ich will Sie von einer Last befreien!“

„Ueberdrüßig — Last — ich verstehe nichts von alledem! Was wollen Sie damit sagen? Es ist wahr, ich war vierzehn Tage nicht bei Ihnen — aber die Vernachlässigung war eine nur scheinbare — habe ich Ihnen nicht geschrieben, daß ich leidend bin — daß ich an Allem Mißbehagen empfinde und Sie durch meine Gegenwart nicht strafen will“ —

„Es ist nicht das!“ rief die Dame in Weinen ausbrechend und ihr Gesicht mit dem Spitzentuche bedeckend, das auf der Stickerei gelegen hatte.

„Wenn es das nicht ist, was ist's dann?“ fragte der alte Mann dringend und in möglichst zärtlichem Tone, indem er der Schluchzenden näher rückte und seinen Arm um ihren Leib schlang.

Sie ließ sich die Vertraulichkeit gefallen, rief aber unter leidenschaftlichem Weinen:

„Was es ist? Sie häufen nun jahrelang Schmach und Unbill auf mich und fragen noch, was es ist! Sie lassen mich jahrelang von den Brosamen Ihrer Gnade leben und wenn sich endlich einmal mein ganzes Wesen gegen diese unwürdige Behandlung aufbäumt, so spielen Sie den Verwunderten, der nichts begreift! Haben

Sie sich denn nie gesagt, daß endlich einmal der Augenblick kommen müsse, wo ich mein Recht verlangen würde? Aber was spreche ich von meinem Rechte! Hat mich denn Ihr Benehmen nicht längst überzeugen müssen, daß Sie nicht den Willen haben, es mir zu geben? Oder glaubten Sie, daß ich, weil ich Zartgefühl genug besaß, mein Recht bisher nicht ungestüm zu fordern, kein Gefühl für die Demüthigung hatte, der Sie mich tagtäglich aussetzten, wo es Sie nur ein Wort gekostet hätte, mir das zu geben, was mir gebührte? Nun, wo mir jeder Tag entschiedener zeigt, daß Sie den festen Willen haben, mir das, was mir vor Gott und den Menschen gebührt, für immer vorzuenthalten — nun habe ich auch meinen Entschluß gefaßt! Er sollte Sie nicht überraschen! Ich trenne mich von Ihnen, ich nehme mein Kind mit mir, ich kehre in meine Heimat zurück, welche ich nie hätte verlassen, wo ich Sie nie hätte kennen lernen sollen!"

Die Weinende stützte ihren Kopf mit ihren beiden Händen und als sie das Tuch von den Augen entfernte, waren diese brennend roth in den Winkeln und um die Lider.

Der alte Mann heftete einen Blick auf die Leidende, in welchem sich Verdruß und peinliche Ueberraschung um die Oberhand stritten. Er war offenbar um ein Wort verlegen; sie wartete aber auch auf keines, entzog sich vielmehr seiner Umarmung, erhob sich und sagte:

„Sie sind noch zu rechter Stunde gekommen — nicht um mich anderen Sinnes zu machen nicht um meinen festen, wohlerwogenen Vorsatz umzuwerfen, sondern um Zeuge meines Gehens zu sein. Wären Sie um zwei Tage später gekommen, so hätten Sie nichts als einen Brief vorgefunden, der Sie von meinem Entschlusse unterrichtet hätte. Es ist aber besser, daß Sie kamen — des unschuldigen, arglosen Kindes wegen ist's besser, Sie werden es umarmen und küssen — Sie werden ihm sagen, daß Sie mit der Reise einverstanden sind, daß Sie dieselbe wünschen, daß Sie sie befohlen haben — Sie werden dem Kinde ein Wiedersehen in Aussicht stellen — seine reine Seele darf noch nichts von dem Zerwürfnisse ahnen, das seine Eltern zerklüftet!"

Indem die Dame so sprach, schien es, als ob

der alte Mann weich würde. Ob die Rührung aus der Tiefe des Herzens kam, ließ sich freilich nicht entscheiden. Vielleicht dachte er auch nur mit eigennützziger Wehmuth an die vielen schönen Stunden, die er in diesem Hause verlebt — an die vielen langweiligen Stunden, die nun kommen würden, wenn ihm dieses Haus fehlen, wenn er die wohlbekannte Treppe nicht mehr würde emporsteigen können.

„Ich kann es nicht glauben," sagte er mit bewegter Stimme, „daß Sie wirklich über Nacht einen so wichtigen Entschluß in unwiderruflicher Weise gefaßt haben! Sie haben gewiß nur einer bösen Anwandlung nachgegeben — Sie werden es sich überlegen — Sie werden es sich unseres Kindes wegen überlegen!"

„Sie dienen Ihrer Sache schlecht, indem Sie mich an das Kind mahnen!" rief die Dame heftig. „Dieses Kindes wegen gehe ich zumeist — es soll nicht aufwachsen in der schiefen gesellschaftlichen Stellung, die ihm der rücksichtslose Egoismus seines Vaters anweist! Sie wollen dem Kinde den Namen nicht geben, der ihm gebührt — wohlan, ich will ihm den Schmerz er-

sparen, daß es je erfahre, es habe Anspruch auf einen Namen, den ihm nur der Eigensinn eines Vaters vorenthält! Oder ist es Ihr Wille, sich endlich zu uns zu bekennen, mich vor aller Welt Ihre Gemahlin zu nennen, dem Kinde den Namen zu geben, auf welchen ich mir am Altare ein heiliges Anrecht erworben habe?"

Die Dame war vor dem alten Manne stehen geblieben und sah ihn durchdringend an. Er wich diesem forschenden Blicke aus, schlug das Auge zu Boden und stammelte verwirrt:

„Sie verlangen Unmögliches von mir, meine Liebe!"

„Unmögliches!" murmelte die Dame geringschätzig. „Unmögliches! Recht so! Das ist der Lohn für die Opfer, die ich Ihnen gebracht habe! Mir war nichts unmöglich! Als Sie vor zwölf Jahren geldlos in Florenz dastanden, da war es mir nicht unmöglich, den gewohnten Wohlstand in Ihr Haus zurückzuzaubern! Da nahmen Sie den Goldregen, den die junge Witwe Fieramonti über Sie ergoß, wie einen schuldigen Tribut hin — Sie fanden nichts Unwürdiges darin, die Villen der Marquise Fieramonti zu bewohnen,

ihr reiches Erbe zu verjubeln, der jungen, unerfahrenen Witwe die schönste Zukunft vorzuspiegeln, bis sie sich entschloß, Ihnen ihre Hand zu reichen, um welche sich gleichzeitig ein Heer schöner, junger Freier bewarb. Aber nun das Gold der Fieramonti dahin ist, nun sie kaum so viel gerettet hat, um sorglos leben, ihre Tochter erziehen und ausstatten zu können, nun sich Ihnen Frankreich wieder aufgethan hat, nun Ihrer Familie eine neue Aera winkt, nun sich der Goldregen der Demidof's über Sie ergießt, nun finden Sie es plötzlich unmöglich, die Frau, der Sie am Altare Ihre Hand gereicht haben, auch vor aller Welt als Ihre Frau anzuerkennen, ihr den Namen Bonaparte zu geben! Wohlan denn — wir verzichten auf diesen Namen — wir beide, ich und mein Kind — wir gehen und überlassen Sie sich selbst — sonnen Sie sich in dem Glanze dieses Ihres Namens, bewahren Sie ihn ganz und ungeschmälert den Kindern der Württembergerin: wir theilen das Schicksal jener Patterson, an der Sie ganz so gehandelt haben wie an mir!"

Die Marquise hatte sich stolz aufgerichtet und sah jetzt hoheitsvoll aus, während der alte Mann

klein, zerknirscht dakauerte und kaum aufzuschauen wagte.

Er wollte sprechen — sie schnitt ihm das Wort vom Munde ab, indem sie Theresa herbeirief:

„Nimm von Papa Abschied," sagte sie zu dem Mädchen, „küsse ihn und erbitte Dir seinen Segen Du wirst ihn eine Zeit lang nicht sehen, denn wir werden reisen!"

„Papa reist nicht mit?" fragte das Kind unter Thränen, indem es sich dem alten Manne in die Arme warf.

Dieser drückte seine welken Lippen auf die weiße Stirn des Kindes, dann legte er seine Hand auf diese reine Stirn und murmelte, diesmal wirklich aus bewegtem Herzen:

„Lebe wohl, mein Kind, bis wir uns wiedersehen!"

Dann erhob er sich — er sah die Marquise an und dieser beredte Blick war ein letzter Versuch sie umzustimmen. Sie hatte kein Verständniß für denselben, hielt ihr Kind fest an sich und neigte zum Abschiede hoheitsvoll ihr Haupt.

Als Jerôme die Treppe hinabwankte und sich in übelster Laune in seinen Wagen warf, da sagte er sich, daß er mit seinem Programme: „heute wieder einmal lustik“ einen schmählichen Schiffbruch gelitten.

Zweites Kapitel.

Jerôme zu Hause. Ein bewegter Tag. Der junge Patterson. Enkel und Sohn. Das Testament des Kaisers. Mathilde und Napoleon. Zu Madame Girardin!

Wenn Jerôme sich dem Wahne hingab, daß er sich in seinem Hause von dem unerwarteten Schlage würde erholen können, so war dies eben nur ein Wahn.

Mathilde empfing ihn mit den Worten:

„Eine Ueberraschung, Papa — wir haben Besuch aus Amerika!"

Jerôme schien diese Meldung keineswegs zu erbauen. Der mürrische Ausdruck seiner Züge wich nicht nur nicht, er setzte sich jetzt erst vielmehr recht fest.

„Hat sich denn Alles wider mich verschworen?“ murmelte er, indem er unmuthig aufsah. Als ihm dieser rekognoscirende Blick zeigte, daß Mathilde nicht allein sei, daß im Hintergrunde ein junger Mann in bescheidener Haltung stehe, legte er seinen Zügen einigen Zwang an und ging schweigend auf seinen Lehnstuhl zu.

Mathilde winkte den jungen Mann heran und sagte, ihn dem Vater vorstellend:

„Mein junger Neffe Patterson aus Baltimore — denn mein „„kleiner Neffe““ kann ich nicht sagen, da er trotz seiner sechzehn Jahre so groß ist wie ich!“

Jerôme war genöthigt aufzublicken und er that es anfangs mit sichtlichem Widerstreben; aber seine Mienen wurden bald freundlicher, so daß sich in denselben, je länger sein Auge auf dem jungen Manne haftete, immer mehr Wohlwollen ausdrückte.

Der junge Mann befand sich offenbar in der peinlichsten Verlegenheit, aus welcher ihn erst die freundliche Ansprache Mathildens riß.

„Umarme Deinen Großvater, Jerôme!“ sagte sie zu dem Jünglinge, der sie dankbar anblickte

und dann nach der Hand des alten Mannes ausgriff, um sie zu küssen.

Der alte Jerôme nahm die Huldigung gelassen hin und sagte dann, den Jüngling aufmerksam und mit steigendem Wohlgefallen betrachtend.

„Sei mir willkommen, Junge, möge es Dir in Frankreich gefallen! Laß Dich besehen — der Großmutter wie aus den Augen geschnitten! Ja wahrlich — ein Gesicht! Kannst Dir was zu gut thun auf die Aehnlichkeit, Junge — Deine Großmutter war, als sie so alt war wie Du, ein hübsches, ja ein ganz allerliebstes Mädchen! Seither wird sie sich freilich ein wenig verändert haben! Es sind nun zweiundvierzig Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe — zweiundvierzig Jahre!"

Der alte Mann lispelte die letzten Worte vor sich hin. Er schien ganz weich geworden zu sein und sich ganz den schönen Erinnerungen aus der Jugendzeit hinzugeben. Dabei hielt er die Hand des Enkels in der seinigen und labte sich an dem Anblick des blühend aussehenden Jungen, der ihm die Anfänge seines Lebens, vielleicht die schönsten Tage dieses an Abwechslung so reichen Lebens vor das geistige Auge zauberte.

„Sie ist noch immer rüstig, die Großmutter?" fuhr der alte Mann nach einer Weile fort. „Und Dein Vater? Wie hat er sich entschlossen, Dich die weite Reise allein machen zu lassen?"

„Die Großmutter wollte, daß ich reise und Papa hat nicht nein gesagt!" erwiederte der junge Mann. „„Es kann nicht von Schaden sein für den jungen Menschen, wenn er sich auf seine eigenen Füße stellt"" — so hat meine Großmutter gesagt — „„was würde er für ein Offizier werden, wenn er nicht frühzeitig die Selbständigkeit lernte!""

„Recht gesprochen!" nickte Jerôme mit dem Kopfe, „daran erkenne ich Deine Großmutter. Sie war immer eine kluge, resolute Frau — bei all ihrer Güte. Sie scheint auch heute noch das Familienheft in der Hand zu halten — Deine Worte verrathen es. Die Großmutter stellte Deine Reise auf's Programm und Dein Vater sagte nicht nein. Ich kann mir das recht lebhaft ausmalen — wie es scheint, bist Du also mehr das Kind Deiner Großmutter, als das Kind Deines Vaters! Und Offizier sollst Du werden? Du warst auf der Militairschule zu Westpoint, Junge?"

„Vier Jahre, Großvater!“ erwiederte der junge Jerôme, der schon wieder vollkommen gefaßt war und alle Scheu und Verlegenheit, die ihm beim ersten Eintritte in das fremde Haus angeklebt, abgestreift hatte.

„Und nun hat man wohl drüben auf mich gerechnet“ — meinte der alte Jerôme — „ich soll Dich in ein französisches Cavallerieregiment bringen; nicht wahr, Junge, ein Cavallerieregiment muß es sein? Der Reiter funkelt Dir ja aus den lebendigen Augen — ich kenne sie, diese Augen — Deine Großmutter hatte gerade solche sprühende Augen — vor zweiundvierzig Jahren!“

„Die Großmutter wird sich freuen, wenn ich ihr schreiben werde, mit welcher Liebe Sie ihrer gedenken!“ sagte der junge Mann mit strahlendem Gesichte, indem er sich über die Hand des Großvaters beugte, um sie wiederholt zu küssen. „Sieh zu, „hat sie mir beim Abschied gesagt,“ daß Du die Liebe deines Großvaters erwirbst — und dann sieh auch zu, ob Deine Großmutter diese Liebe noch nicht ganz verloren hat! Das letztere hat meine gute Großmutter mit stockender Stimme und feuchtem Auge gesagt — wie wird ihr Auge

nun glänzen, wenn sie lesen wird, daß der Großvater ihr seine volle Liebe bewahrt hat!"

„Komm an mein Herz, Junge!" rief der alte Mann, indem er den Enkel an sich zog und küßte. Alte Erinnerungen schienen in ihm mit Macht aufzuleben, das Gefühl übermannte ihn, die Rinde um sein Herz schmolz .....

Nachdem er die Rührung niedergekämpft hatte, sagte er, immer noch mit bewegter Stimme:

„Also nicht wahr — Reiter willst Du werden? Ist's nicht so?"

„Ganz aus meiner Seele gesprochen!" rief der Jüngling blitzenden Auges. „Ich habe auf der Schule von Westpoint gelernt, wie man die Pferde tummelt und bändigt — ich hoffe Ihrer Empfehlung keine Schande zu machen, und ein tüchtiger Reiteroffizier zu werden!"

„Ich werde Dich bei der Cavallerie unterbringen, Junge!" sagte der Alte wohlgefällig. „Aber Du wirst von der Pike auf dienen müssen — Frankreich ist kein Land, in welchem man als Offizier geboren wird!"

„Ich werde Alles thun, was mich vorwärts bringen kann — mein einziger Wunsch ist nur,

als tüchtiger Offizier dazustehen, wenn die Großmutter herüberkömmt!"

„Deine Großmutter will Frankreich besuchen?" warf der alte Jerôme hastig ein, während sich seine vordem eben noch so klare Stirn umwölkte.

„In zwei, drei Jahren will sie sich überzeugen, wie mir's geht und wie weit ich's in Frankreich gebracht habe!" sagte der junge Mann unbefangen und unbekümmert um den üblen Eindruck, den seine Worte auf den Großvater machten.

„Die Reise ist weit und Deine Großmutter ist alt" — murmelte der alte Mann, „ich hoffe — ich glaube — sie wird es sich noch überlegen, ehe sie sich auf ein so gewagtes Unternehmen einläßt!"

Der junge Jerôme griff in die Tasche seines Rockes und holte aus derselben ein versiegeltes Schreiben hervor:

„Dieser Brief," sagte er, „wird Ihnen nähere Aufschlüsse über die Absichten meiner Großmutter geben — ich vergaß über der wohlwollenden Aufnahme, die ich bei Ihnen fand, ganz das Papier, das mich bei Ihnen einführen sollte!"

Der alte Mann erbrach mit zitternder Hand den Brief und indem er las, verdüsterten sich seine Züge immer mehr, so daß er zuletzt ganz so kummervoll und verstört aussah, wie in dem Augenblick, wo er nach der heutigen ernsten Erörterung das Zimmer seiner dritten Gemahlin, der Marquise Fieramonti verlassen hatte.

Während der alte Mann las und immer trüber blickte, plauderte Mathilde in herzlicher, heiterer Weise mit ihrem Neffen, versicherte ihn ihrer vollen Theilnahme und Liebe und wurde nicht müde, ihm zu wiederholen, wie sehr es sie freue, ihn kennen gelernt zu haben und wie er in allen Tagen eine zärtliche Schwester und mütterliche Freundin an ihr haben werde.

Dem jungen Manne ging das Herz auf vor Glück und Freude, im fernen Frankreich so liebe Verwandte gefunden zu haben.

„Mathilde!“ rief der alte Jerôme plötzlich und seine Stimme klang ungewöhnlich angegriffen; „Mathilde — ich übergebe Dir Jerôme — sorge für sein Wohlergehen — verlasse mich aber jetzt — verlaßt mich beide — ich will allein sein mit meinen Gedanken — der Brief Deiner Groß-

mutter, Jerôme, hat mich sehr aufgeregt, sehr angegriffen — sehr — sehr!"

Der alte Mann winkte Mathilden, die sich ihm besorgt näherte, zurückzubleiben — sie verstand den Wink und forderte ihren Neffen auf, ihr auf ihr Zimmer zu folgen.

Als sich der alte Mann allein sah, lehnte er sich mit einem tiefen Seufzer in seinem Lehnstuhle zurück und starrte, offenbar eine Beute peinlicher Gedanken, lange vor sich hin. Dann warf er wieder einen Blick in den Brief und die Lekture stimmte ihn noch düsterer.

„Es liegt ein Verhängniß auf gewissen Tagen!" murmelte er. „Ein solcher Tag ist der heutige für mich — er bringt mir zwei Frauen, die ungestüm ihr Recht verlangen! Die eine hat sich soeben von mir gewendet, weil ich ihr dieses vermeintliche Recht nicht geben kann — die andere, von der ich mich vor vierzig Jahren gewendet habe, steht nun wieder plötzlich da und besteht, wie jener Jude Shylock, auf seinem Scheine!"

Der alte Exkönig versank wieder in sein brütendes Schweigen, aus welchem ihn das Eintreten seines Sohnes weckte.

„Guten Tag, Vater!" sagte Napoleon, sein Spazierstöckchen auf ein Marmortischchen legend und sich selbst in eine Sophaecke drückend. „Was haben Sie Neues, Vater? Sie sehen ungewöhnlich bleich und nachdenkend aus — haben Sie Kummer gehabt?"

„Ich habe eine schlimme Botschaft erhalten!" erwiederte der alte Mann zögernd. „Ich habe ein Schreiben von meiner ersten Gemahlin erhalten — sie kündigt mir an, daß sie in einigen Jahren nach Frankreich kommen und ihre Rechte auf den Namen Bonaparte im Interesse ihres Kindes und Kindeskindes geltend machen wolle!"

„Eine fatale Geschichte!" murmelte Napoleon verdrießlich, indem er die Nägel seiner Finger besah, von denen er die Handschuhe abgestreift hatte.

„Das wird einen peinlichen Proceß geben!" sagte Jerôme. „Ich kenne Elisabeth's Entschlossenheit — was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, daran hält sie mit Zähigkeit fest. Sie ist einer von jenen Charakteren, die da sagen: biegen oder brechen. Biegen aber läßt sich die Sache nicht, also wird sie brechen müssen!"

„Wer wird sich heute schon ein graues Haar über etwas wachsen lassen, was erst in einigen Jahren eintreffen wird — eintreffen kann!“ sagte Napoleon leicht getröstet, indem er die Beine nachlässig über einander schlug und den Marsch aus dem Propheten zu summen begann, der damals eben eine Novität der großen Oper war. „Elisabeth ist alt,“ fuhr er, die Melodie plötzlich wieder fallen lassend, fort und sein Zurückkommen auf die Sache zeigte, daß sie doch auch seine Gedanken in einem hohen Grade in Anspruch nahm, „Elisabeth ist alt — sie vergißt die Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn sie auf Jahre hinausdenkt! Ich fürchte nur die Gefahr, die unmittelbar vor mir steht, der ich sofort in's Auge blicken muß — für das Entfernte kommt leicht Rath! Wenn die Zeiten darnach wären, wenn man jetzt nicht jeden Augenblick in Frankreich auf dem qui vive sein müßte, würde ich einen Ausflug nach Amerika machen und einen Versuch wagen, die Gefahr zu beschwören, Dich von der Sorge zu befreien, obwohl ich sie für eine übertriebene halte. So aber wollen wir abwarten — wie die Sachen heute in Paris liegen, kann man sich auf keine so weite

Spazierfahrt einlassen, weil man sonst leicht nicht bei der Hand sein könnte, wenn es gälte, die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen. Warten wir also in voller Gemüthsruhe das Erscheinen Elisabeth's ab und sehen wir dann zu, wie sich der leidigen Affaire am besten die Spitze abbrechen läßt! Wenn wir Elisabeth hier haben, wird es wohl keine Unmöglichkeit sein, sie hinzuhalten, sie zu beschwatzen."

„Du bist der alte Sanguiniker!" meinte Jerôme. „Du nimmst Alles obenhin, siehst Alles, wie aus einer Vogelperspektive an — als ob es Dich nichts anginge! Und wen wird der fatale Proceß mehr berühren als Dich — für wen steht bei demselben Alles so auf dem Spiele wie für Dich?"

„Ich weiß das!" sagte Napoleon unmuthig „und weil ich es weiß, denke ich nicht gern daran! — auf die Gefahr hin, daß ich in Ihren Augen leichtsinnig und oberflächlich erscheine!"

„Als ob Du nur leichtsinnig schienest!" sagte der alte Mann vorwurfsvoll. „Ich kenne Dich besser als Du Dich selbst kennst, und weil ich Dich so gut kenne, zögerte ich so lange, Dir das Testa-

ment des Kaisers, das mir Peruzzi überliefert, in die Hände zu geben. Ich machte mir zahllose Skrupel — frug mich, ob Du der Mann seiest, das wichtige Schriftstück zu würdigen, es auf Dich einwirken zu lassen. Wie hätte es mich beschämen, demüthigen, kränken müssen, wenn Du an diesem heiligen Papier ebenso gleichgiltig vorübergegangen wärest, wie an hundert anderen Sachen, die Dir kein Interesse abzugewinnen vermögen und mit denen Du Dich doch beschäftigen solltest! Ich habe mich endlich entschlossen, Dich mit dem Testamente bekannt zu machen — Du hast es gelesen — was ist Deine Ansicht darüber?"

„Daß es uns erst in zweiter Linie berührt!" sagte Napoleon kurz.

„Du denkst an Louis Napoleon?" warf der alte Jerôme lebhaft hin.

Napoleon nickte mit dem Kopfe und bemerkte: „An ihm ist es, zuerst zu tanzen! Wir wollen sein Solo abwarten!"

Jerôme wendete entrüstet seinen grauen Kopf zur Seite, um das cynische Lächeln seines Sohnes nicht zu sehen.

Dieser bemerkte den üblen Eindruck, den seine

leichtfertige Art, die Sache zu behandeln, auf den Vater machte und um die üble Laune dieses letzteren nicht noch zu steigern, sagte er einlenkend:

„Louis Napoleon hat jedenfalls die Vorhand und ich glaube auch, daß er den ernstlichen Willen hat, von seinem Vorrechte Gebrauch zu machen. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm eine große politische Rolle vorbehalten ist — er wird an Straßburg und Boulogne anknüpfen und einen Appell an Frankreich bei erster Gelegenheit wagen!"

„Wenn er uns nur nicht compromittirt, indem er sich unmöglich macht!" murmelte Jerôme besorgt.

„Sie scheinen nicht die beste Meinung von Ihrem Neffen zu haben, Vater," bemerkte Napoleon lächelnd, „und aufrichtig gesprochen, ich theile Ihre Besorgnisse. Aber können wir's ändern?"

Ein geringschätziges Achselzucken begleitete die Worte — dann begann er eine Arie zu summen, zog seine Handschuhe an und griff nach seinem Glase, um mit demselben zu spielen, eine Beschäftigung, die er wieder nur auf Momente unterbrach, um auf die Uhr zu sehen und zu gähnen.

Es herrschte ein kurzes Stillschweigen, welches der Vater endlich durch die Frage unterbrach:

„Hältst Du es für gerathen, Louis Napoleon mit dem Testamente bekannt zu machen?“

„Wozu?“ opponirte Napoleon lebhaft, indem er sein Auge mit dem Glase bewaffnete und den Vater lächelnd ansah. „Lassen wir Louis Napoleon nach seiner Façon handeln und selig werden. Warum sollen wir ihm unsere Waffen mit Gewalt in die Hände drücken? Wir sind nicht gegen ihn, wir unterstützen ihn sogar hier und da, aber für sein Fortkommen im Großen und Ganzen mag er selbst sorgen. Macht er, wie ich fast glaube, Fiasco, dann sind wir da — dann treten wir auf und das Testament kann unsere Stellung wesentlich kräftigen. Dann machen wir des Kaisers letzten, großen Gedanken zu unserer Parole — dann versuchen wir, das demokratische Kaiserreich zu begründen, und unter seiner Fahne den Krieg gegen die alte Gestaltung der Welt, gegen alle alten Dynastieen zu führen. Der Kaiser hat Recht — Schwarz und Weiß haben nicht Platz neben einander, Schwarz und Weiß heben sich gegenseitig auf. Die alten und die

neuen Ideen können ebenso wenig neben einander bestehen, wie die alten und die neuen Reiche, wie die alten und die neuen Häuser. Die letzteren werden nur dann fest stehen, wenn sie die ersteren ganz aus Europa verdrängt und lauter Stellvertreter an ihre Stelle gesetzt haben, die noch jüngeren Datums sind. Der Kaiser hat zu spät eingesehen, daß er an diesem Gedanken hätte festhalten, ihn nicht aufgeben, ihn nicht zu Gunsten flüchtiger Allianzen, aus welchen die alten Häuser nur frische Kräfte gezogen haben, modifiziren sollen. In dem geheimen Testamente, das wir jetzt besitzen, kommt der Kaiser auf seinen alten Gedanken zurück und empfiehlt ihn seiner Familie für den Fall, daß sie je wieder zur Gewalt kommen sollte, zur unverbrüchlichen Festhaltung. Wir wollen uns das gesagt sein lassen — aber ehe wir dazu gelangen, von den weisen Vorschlägen praktischen Nutzen ziehen zu können, muß erst Louis Napoleon abgewirthschaftet haben!"

„Ich sehe es aber doch nicht gern," sagte Jerôme bedächtig, „daß sich das Testament wie ein Keil zwischen Dich und Louis eindrängt — daß es gleichsam bestimmt ist, einen Zwiespalt

zwischen Dir und ihm, der bis zur Stunde nicht bestand, nicht nur zu begründen, sondern ihn auch zu verewigen. Doch neige ich mich auch im Ganzen zu Deiner Ansicht hin, und bin wenigstens für das Abwarten, bis wir gesehen haben, wo hinaus Louis will und ob er noch unverändert der Alte ist. Sollten wir uns in ihm getäuscht haben, sollte er etwas gelernt und vergessen haben, und sich der Mission, für die er geboren zu sein glaubt, gewachsen zeigen — und manchmal, wenn ich ihn jetzt ansehe, sprechen höre und handeln sehe, kommt es mir beinahe vor, als ob er ein Anderer wäre, als der er sich in den schlimmen Tagen von Straßburg und Boulogne gezeigt — dann ist's noch immer Zeit, ihn in das Geheimniß zu ziehen, seine Stellung durch die Mittheilung des Inhalts des wahren Testamentes des Kaisers zu stärken. So lange ich lebe, ist's zu dieser Mittheilung nicht zu spät — ich werde dafür sorgen, daß der Zwiespalt, den das Testament zwischen Dir und ihm herausbilden muß, nicht zu herbe Dimensionen annehme!"

Napoleon schien den klugen Ausführungen seines Vaters keinen rechten Geschmack mehr ab-

gewinnen zu können. Er sah von Neuem auf die Uhr, bewegte sich ungeduldig, sprang endlich, so bald er dies mit Anstand und ohne den Vater vor den Kopf zu stoßen, thun konnte, von seinem Sitze in die Höhe, stürzte sich auf den Hut und Stock und empfahl sich.

Der Vater hielt ihn mit den Worten auf:

„Wo hast Du das Testament, mein Sohn? Ich wünsche es wieder in meiner Verwahrung zu sehen!“

Napoleon fuhr mechanisch nach der inneren Rocktasche, wühlte lange in derselben, schien sich aber endlich auf etwas zu besinnen, was ihn offenbar verlegen machte.

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte er zögernd, „ich habe das Papier im Augenblicke nicht bei mir“ —

„Nicht bei Dir!“ fiel ihm der Vater empört in die Rede. „Nicht bei Dir! Ein so wichtiges Papier — wie kann man das so leichtfertig behandeln? Ich sehe jetzt, daß ich es Dir doch nicht hätte anvertrauen sollen!“

„Beruhigen Sie sich, Vater, ich habe das Papier in die Tasche meines Ueberziehers gethan

— ich erinnere mich jetzt bestimmt — es war gestern regendrohendes Wetter und ich nahm den Ueberzieher, als ich auf die Promenade ging — dann heiterte sich das Wetter auf, und" —

Napoleon stockte, Jerôme gewahrte seine Verlegenheit und drängte ihn:

„Und — und — was soll dies Und und dies Stocken? Du hast den Ueberzieher irgend wo liegen gelassen — gestehe es — das wichtige Papier ist vielleicht schon fremdem Vorwitz, unberechtigter Neugierde zum Opfer gefallen" —

Napoleon wußte allerdings, wo er den Ueberzieher und mit ihm das Testament hatte liegen lassen — aber er hütete sich wohl seinem Vater reinen Wein einzuschenken, ihm zu sagen, daß er den Ueberzieher vergessen hatte, als er gestern von der Delion fortgegangen war.

Er sah ihn im Geiste dort auf der Causeuse von blauem Sammt liegen und beeilte sich, die übertriebenen Besorgnisse seines Vaters zu beschwichtigen, indem er sagte:

„Sie sehen zu schwarz, mein Vater, Ueberzieher und Testament sind in vollster Sicherheit, ich will gleich nach dem letzteren sehen." —

Damit tänzelte er zur Thür hinaus.

Der Vater grollte ihm drohend nach:

„Ich sage Dir, schaffe mir das Testament!“

Napoleon war kaum zur Thüre hinaus, als er auch schon den Vater und das Testament vergessen hatte. Draußen lockte der goldene Julisonnenschein und es zog ihn hinaus auf den Asphalt der Boulevards. Er war ein geborener Flaneur.

Indem er die Treppe hinabsprang, hörte er die frische, harmonische Stimme Mathildens, die ihm ein: „wohin so eilig, Plonplon?“ nachrief.

Der Angerufene, gewohnt auf den Zärtlichkeitsnamen Plonplon, eine Verballhornung des Namens Napoleon, zu horchen, blieb stehen und ließ die Schwester an sich herankommen.

Sie war in glanzvoller Toilette — offenbar erwartete sie die Equipage vor dem Hausthore.

„Wohin, Plonplon?“ fragte sie mit heiterem Lachen. „Hast Du den Passirschein nicht vergessen? So weit haben es die guten Pariser glücklich gebracht, daß sie nicht ohne Passirschein in die Vorstädte gehen können! Und vergiß nicht, daß es jetzt eine Polizeistunde gibt — daß jeder

Pariser während des Belagerungszustandes um zehn Uhr zu Haus sein muß!"

„Du bist hinter der Zeit zurück, Mathilde!" warf Napoleon ein, „Du weißt nicht, daß heute schon wieder die Oper eröffnet wird — car tel est notre plaisir, oder besser, so hat es der Washington Frankreichs angeordnet!"

„Sprich mit mehr Ehrfurcht von Cavaignac!" mahnte Mathilde, indem sie dem Bruder mit dem Finger ihrer fein behandschuhten Hand drohte. „Er ist trotz seiner Engbrüstigkeit und seiner schwachen Augen ein gewaltiger Mann. Seine Kanonen stehen in allen Straßen, sein Freund, der lange Changarnier, hat soeben das Commando der Nationalgarde übernommen, sein Alterego, Magnan, im Osten von Paris mit eilf Bataillonen der Nordarmee ein Lager bezogen — Alles greift herrlich ineinander — wenn sich nur eine Maus in Paris zu rühren wagt, so hat der Washington Frankreichs in einer Stunde 80,000, drei Stunden nach geschlagenem Generalmarsch 150,000 und in zwölf Stunden 200,000 Mann unter Waffen!"

„Darüber wird Niemand eine größere Freude

haben als der gute Thiers, der nie genug Soldaten in Paris haben kann und den es gänsehautartig vor Angst überläuft, wenn er hört, daß nur sechzigtausend Mann in Paris und dreißigtausend vor den Thoren sind!"

„Aber Du hast mir noch immer nicht die Frage beantwortet, wohin Du gehst? Willst Du Chateaubriand, der in den letzten Zügen liegt, trösten, oder dem Geplauder in der Nationalversammlung beiwohnen? Stoße Dich nur nicht an den sechs Kanonen, die dort auf der Terrasse aufgefahren sind!"

„Ich war trotz der Kanonen gestern dort, als die Petition um die Vielweiberei und gleich darauf die Petition des Herrn Remicca aus Corsika zur Verlesung kam, Cousin Louis Napoleon möge als Consul oder Kaiser die Leitung der Republik übernehmen!"

„Da gab es wohl ein Halloh und Hohngelächter!" rief Mathilde verstimmt.

„Allerdings!" erwiederte Napoleon lachend. „Und, das ärgert wohl mein Schwesterchen gar gewaltig — Cousin Louis Napoleon scheint sehr fest in ihrer Gunst zu sitzen — Schade, daß er

nicht in der Nationalversammlung einige so begeisterte Anwälte hat!“

„Es wird vielleicht die Zeit kommen, wo Cousin Louis wenig nach dieser Nationalversammlung fragen wird!“ trumpfte Mathilde den sie neckenden Bruder ab.

Ihre Wange flammte — sie sah wunderbar schön aus in ihrer eifervollen Entrüstung.

Ihr Bruder nahm es wahr und machte ihr ein Compliment darüber. Dann fügte er hinzu:

„So schön, wie Du jetzt bist, Schwesterchen, solltest Du die Oriflamme zur Hand nehmen und Cousin Louis proklamiren! Du würdest viele Anhänger und Bewunderer finden — aber wer weiß, ob Du nicht eben hingehst, um für ihn zu wirken — was sollte sonst dieser Pomp, dieser Putz bedeuten? Im Ernst, Schwesterchen, wohin fährst Du?“

„Zu Madame Girardin!“

„Sagt' ich's nicht?“ jubelte Plonplon. „Wie fein und schlau — Herr Girardin ist zwar im Gefängniß — aber er wird frei werden, er wird wieder an die Spitze der „„Presse““ tre-

ten — er wird wieder zu dreißigtausend Abonnenten, zu drei Millionen Lesern sprechen — wie wichtig ist der Mann! Da verlohnt sich's schon, daß man seiner Frau, der armen Strohwittwe, den Hof macht! Herr Girardin ist eine Macht — vorausgesetzt, daß ihn Cavaignac erst wieder freigelassen hat — wenn er den Cousin Louis trüge, wenn die „„Presse"" mit fliegenden Fahnen in Cousin's Lager überginge! Das wäre ein Erfolg, ein Triumph!"

„Als ob Du nicht wüßtest, daß Girardin für den Prinzen von Joinville eingenommen ist!" warf Mathilde verlegen ein, indem sie mit ihrem Fächer spielte.

„Pah!" lachte Plonplon. „Die Orleans haben keine Aussicht, den Präsidentenstuhl zu besteigen — das weiß Girardin recht gut und Schwesterchen weiß ebenso gut, daß er es weiß, — Schwesterchen weiß auch, daß Herr Girardin von Haß und Rache gegen Cavaignac erfüllt sein wird, der ihn hat einsperren und die „„Presse"" sistiren lassen — und da schmiedet nun Schwesterchen das Eisen schlauen Sinnes, so lange es warm ist! Die Klugheit, denkt sie, wird Herrn Girardin

bestimmen, den Prinzen von Joinville fallen zu lassen, denn Herr Girardin ist kein Mann, der sich für Jemanden engagiren würde, der von vornherein unmöglich und verloren ist. Der Haß, kalkulirt Schwesterchen weiter, wird Herrn Girardin bestimmen, leidenschaftlich gegen eine Candidatur Cavaignac's Fronte zu machen — wie wär's nun, wenn man ihn zu Cousin Louis herüberziehen könnte? Ist's nicht so? Der Plan ist nicht übel ausgedacht — man kennt Frau Girardin, man cultivirt sie mehr als je, ist herzlicher denn je gegen sie, ist voll Theilnahme über das Unglück, das den Gemahl betroffen hat, tröstet, stachelt auch nach Umständen auf, fährt täglich vor, wird immer intimer — kann's da fehlen, daß Madame Girardin von so viel Liebe, Herzlichkeit, Theilnahme und Anhänglichkeit gerührt wird und ihren Gemahl für Louis Napoleon zu stimmen sucht — vorausgesetzt natürlich, daß er erst wieder frei ist!"

Mathilde half sich über die Verlegenheit, in welche sie die Worte Plonplon's, der sie wirklich durchschaut und errathen hatte, versetzten, hinweg, indem sie ihrem Bruder mit dem Fächer einen

leisen Schlag auf die Achsel versetzte und ihm ein „Adieu" zurief.

„Halt, Du entschlüpfst mir nicht so leichten Kaufes!" lachte Napoleon, sie festhaltend. „Ich muß Dir noch eine Neuigkeit erzählen! Weißt Du, daß Madame Girardin gestern bei Cavaignac war?"

„Das wird eine klassische Scene gegeben haben!" rief Mathilde, unwillkürlich auflachend.

„Eine allerliebste Scene!" stimmte Napoleon zu. „Ich bin zufällig in der Lage, sie Dir en détail schildern zu können, da ich die Sache aus dem Munde eines Mannes habe, der sich in der Nähe befand. Cavaignac pflegt sich, wie Du weißt, oder da Du nicht die Ehre hast, zu den neunhundert Volksrepräsentanten zu zählen, vielleicht auch nicht weißt, viel in dem früheren Deputirtensaale aufzuhalten, wo er sogar empfängt. In diesem Locale empfing er nun auch gestern Madame Girardin. Doch was sage ich, er empfing sie! Er mußte sie empfangen, denn sie ließ sich in ihrem gerechten Zorne nicht zurückhalten und Cavaignac konnte die berühmte Schriftstellerin, die Gattin eines berühmten Journalisten doch

nicht hinausweisen. Madame stellte ihn über die Maßregeln zur Rede, die er gegen den Redakteur-en-chef der Presse ergriffen hat. Es wurden heftige Worte gewechselt — Madame Girardin brach in die Worte aus: „General, wollen Sie meinen Mann erschießen lassen?“ — „Aber,“ erwiederte kalt der Angesprochene, „aber wie können Sie so etwas glauben?“ Sie unterbrach ihn. „Es bleibt Ihnen jetzt kein anderes Mittel übrig!“ rief sie, „denn Sie sind doch gewiß nicht der Mann, der meinen Gatten noch berühmter machen möchte, und Sie wissen es nur zu gut, daß Herr Girardin, würde er heute frei, morgen der populärste Mann in ganz Frankreich wäre! Er! Das erste Opfer Ihrer Willkür!“ — Der General sah ein, daß er gegen eine solche Logik nicht aufkommen könne, schützte dringende Geschäfte vor und versprach Madame, ihr schriftlich die Gründe der Verhaftung ihres berühmten Gatten auseinandersetzen zu lassen. Ohne Zweifel hat er Wort gehalten, und wenn Du jetzt zu Madame Girardin fährst, wirst Du sie über einer Anklageschrift brütend finden, in welcher ihrem Gemahl zur Last gelegt wird, daß er einen geheimen Briefwechsel mit dem Prinzen

von Joinville unterhalten, daß er mehrere tausend Exemplare jener famosen Nummer seines Blattes, in welcher er gesagt, daß eine Blutwelle die provisorische Regierung in die Höhe geschwemmt und daß auch eine Blutwelle sie wieder vom Schauplatze wegschwemmen werde, unter das Volk habe vertheilen lassen und daß er alle Akte der Regierung leidenschaftlich getadelt habe."

„Das war sein guter Geist nicht, der Cavaignac rieth, Hand an Girardin zu legen!" sagte Mathilde lächelnd, indem sie, von ihrem Bruder unterstützt, in den Wagen stieg.

Plonplon lüftete seinen Hut und ging trällernd hin — Mathilde lehnte sich in die seidenen Kissen zurück und rief dem Diener, der den Wagenschlag schloß, zu:

„Zu Madame von Girardin!"

Drittes Kapitel.

Louis Napoleon und Miß Howard. Zwei Courtisanen. Miß Howard und Anna Delion. Ein fatales Mißverständniß und seine Folgen.

Miß Howard, die reizende Engländerin, die ihr Schicksal freiwillig an jenes ihres Geliebten Louis Napoleon geknüpft hatte, befand sich seit einigen Tagen in einer peinlichen nervösen Aufregung und Ueberreizung, die von Stunde zu Stunde stieg.

Seit sie ihre Familie bei Nacht und Nebel verlassen hatte, um ihrem Abgotte nach Paris zu folgen, hatte sie eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen durchgemacht. Sie hatte Louis Napoleon's Liebe von Tag zu Tag schwinden, den in London so feurigen und aufmerksamen Verehrer täglich kälter, zurückhaltender und zerstreuter werden gesehen.

Wenn sie sich mehr um Politik gekümmert und das, was um sie in Frankreich vorging, besser gewürdigt oder auch nur verstanden hätte, so hätte ihr diese Veränderung in dem Wesen ihres Geliebten ganz begreiflich erscheinen müssen. Sie würde sich dann eben gesagt haben, die Zeiten sind anders geworden, die Tage von Paris sind nicht mehr die Tage von London, in denen Napoleon sorgenlos dahingelebt und für nichts Anderes Sinn gehabt als für seine Geliebte, für Pferde und Wetten, für den Clubb und das Spiel und wo die schwerste der Fragen, die er sich stellte, die gewesen: wie werde ich meine Schulden bezahlen? Sie hätte sich dann damit getröstet, daß er jetzt andere, wichtigere Dinge im Kopfe trage, daß die Zeit des Ehrgeizes gekommen sei und den Tändeleien des Liebeslebens wesentlichen Abbruch thue. Wenn Napoleon's Stirn sich furchte, wenn er kurz und einsylbig war, wo er sonst verschwenderisch mit zärtlichen Worten und Liebkosungen gewesen, so hätte sie ihn verstanden, hätte ihm in stiller Resignation die krause Stirn geglättet und sich heroisch in das Unvermeidliche gefügt.

So aber verstand sie ihn nicht.

Sie hatte sich nie viel um Politik gekümmert und ihr Horizont war ein enger. Sie verstand sich nur auf Eines — auf die Liebe. Diese hatte ihr Napoleon einzuflößen verstanden — der Prätendent Napoleon, der in Eugenie's Augen so viel wog, war für sie nicht vorhanden. Sie sah nur den Mann, der ihr Interesse angeregt, ihre sinnlichen Neigungen aufgewühlt hatte, dem sie sich rückhaltslos zu eigen gegeben und von dem sie nun immer dieselbe Liebe, Aufmerksamkeit, Hingebung und Aufopferung verlangte.

Als sie diese nicht mehr wahrzunehmen glaubte, gab sie sich maßloser Eifersucht hin, die sich nicht selten zu heftigen Ausbrüchen steigerte und Louis das Verhältniß vollends verleiden mußte.

Dazu kam, daß das Kind, auf das sie so viele stolze Hoffnungen gesetzt, nur eine ganz kurze Zeit ihre Freude gewesen war. Es war gestorben und diese Katastrophe hatte sehr viel dazu beigetragen, ihre üble Stimmung zu vermehren und ihre nervöse Gereiztheit auf die Spitze zu treiben.

Nun hatte es sich gefügt, daß Louis Napoleon, von seinen Geschäften in Anspruch genommen,

Miß Howard einige Tage hindurch so gänzlich vernachlässigt hatte, daß er sich gar nicht bei ihr sehen ließ. Eine eigenthümliche, fatale Verkettung von Umständen wollte es, daß gerade in der Zeit, wo sich Louis unsichtbar machte und die üble Laune, Eifersucht und Gereiztheit seiner sich schon von ihm verlassen sehenden Geliebten den höchsten Grad erreicht hatte, ein Gerücht zu Miß Howard's Ohren drang, welches dem Prinzen Napoleon eine neue Geliebte zusprach.

Dies hören und Feuer sprühen war bei Miß Howard Eins.

Sie gerieth in eine wahre Extase von Eifersucht. Außer sich, wie sie war, mit auf das Aeußerste gespannten Empfindungen schmachtete sie einer Explosion wie einem Labsal entgegen.

Sie gab sich erst keine Mühe, zu untersuchen, zu forschen, der Sache auf den Grund zu sehen: er liebte eine Andere, er war ihr untreu und daß er sich nicht sehen ließ, sprach beredter als Alles gegen ihn. In diesem Falle sah das leidenschaftliche Weib, das sich tödtlich gekränkt, zurückgesetzt, bei Seite geworfen glaubte, nur zwei Wege, die sie gehen konnte.

Da er nicht kam, mußte sie ihn aufsuchen, ihn wegen seiner Unbeständigkeit zur Rede stellen, ihn auffordern, sich zu rechtfertigen, zu ihr zurückzukehren ....

Oder sie mußte zu ihr, die sich zwischen sie und ihn zu drängen versuchte, sie mußte das Weib von Angesicht kennen lernen, das ihr seine Liebe stahl, sie mußte diesem Weibe sagen, daß sie ein heiliges, alleiniges Anrecht auf den Mann ihrer Liebe zu besitzen glaube ....

Es konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, welchen von diesen beiden Wegen sie sich zu gehen entschließen würde.

Es hatte so viel Reizvolles, die Nebenbuhlerin kennen zu lernen, ihr eine Reihe leidenschaftlicher Bitterkeiten in's Gesicht zu sagen, sie mit Worten wenigstens zu zermalmen, wenn sie es nicht mit der That konnte ....

Er blieb ihr dann noch immer, ihn hatte sie dann noch immer, um sich auf ihn zu stürzen .... aber prickelnder, mit ihrer überreizten Stimmung mehr im Einklange war es, wenn sie sich zuerst sie ansähe.

Und das nahm sie sich auch vor zu thun —

und zwar gleich, auf der Stelle, ohne jeden Verzug.

Miß Howard war nicht die Frau, die lange überlegte und zögerte — sie folgte immer dem ersten Impulse, den Eingebungen ihrer unbändigen, leidenschaftlichen Seele — so hatte sie sich ihm ohne Ueberlegung zu eigen gegeben, so hatte sie sich ihm zu Liebe von ihrer Familie losgerissen, so ging sie jetzt direkt auf ihre Nebenbuhlerin los.

Sie kannte den Namen ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin, das Gerücht hatte ihr ihn genannt — was brauchte sie mehr?

So stand sie eines Tages mit glühendem Gesichte und funkelndem Auge, mit fliegendem Athem in der Rue Chateaubriand und zog die Klingelschnur vor Anna Delion's Thür.

Sie setzte sich über alle Formen der Sitte und Convenienz hinweg, drang, alle Einwendungen der Dienerschaft Anna's, die sie zurückzuhalten suchte, mit Hochmuth zurückweisend, bis in das Boudoir der Nebenbuhlerin und stellte sich dieser, die Lorgnette vor das Auge nehmend, kampfgerüstet gegenüber.

Die Delion wußte sich den seltsamen Besuch,

der sich so herausfordernd geberdete, nicht zu deuten und sah den Eindringling sprachlos an.

Einen Augenblick dauerte dies frappante Vis à vis, dann brach Miß Howard, ihr Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verziehend, in die Worte aus:

„Das ist also das Püppchen, welches Jagd macht auf die Geliebten anderer Frauen! In der That kein übles Lärvchen! Mit einem solchen Gesichtchen kann man sich schon Prätensionen erlauben!“

Die Delion sah die Sprecherin unbefangen an und sagte ruhig:

„Ich verstehe Sie nicht, Madame oder Mademoiselle — wollten Sie nicht die Güte haben, sich genauer zu erklären? Welchem Umstande verdanke ich die Ehre eines Besuches, der es für gut findet, sich auf eine so eigenthümliche Art einzuführen?“

Miß Howard schien den Worten ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin keine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie hatte jetzt Wichtigeres zu thun, als zuzuhören — sie mußte die ganze luxuriöse Einrichtung des Zimmers einer sorgfältigen Muste-

rung unterziehen — das Lorgnon kam nicht vom Auge, nur richtete sich dieses letztere jetzt nicht mehr auf Anna, sondern auf deren Umgebung, die Miß Howard in außerordentlicher Weise in die Augen stach. Sie sah ihre Nebenbuhlerin mit einem Glanze umgeben, der ihren Neid aufrührte. Sie sagte sich, daß sie gerechtere, ältere Ansprüche auf die Hunderttausende habe, die ihr Geliebter mit vollen Händen aufgewendet, um in diese Wohnung einen Comfort zu zaubern, dessen sie sich in so kostbarem und harmonischem Ensemble nicht zu erfreuen hatte.

„Werden Sie nicht endlich die Güte haben, mir zu antworten?“ sagte die Delion nach einer Weile, während der sie dem stummen aber dabei doch so beredten Augen- und Mienenspiele der Miß zugesehen, ohne Heftigkeit, aber doch mit einem Anfluge von Ungeduld und Empfindlichkeit im Tone.

Miß Howard richtete ihr Glas wieder auf Anna und fragte geringschätzig:

„Was wollten Sie doch wissen, mein Püppchen?“

„Mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, das möchte ich endlich wissen!“ sagte die Delion dies-

mal in bestimmtem Tone, der Miß Howard denn doch einigermaßen zu imponiren schien, so daß sie bemerkte:

„Ich bin Miß Howard!“

„Miß Howard — ein Name, der mir ganz fremd ist!“ sagte die Delion kopfschüttelnd. „Ich erinnere mich nicht ihn je gehört zu haben und bin nun ebenso klug wie zuvor. Was kann Miß Howard bestimmen, mich in dieser Art zu überfallen — verzeihen Sie den schroffen Ausdruck, aber es kommt mir vor, als ob ich einiges Recht hätte ihn zu gebrauchen!“

Miß Howard geberdete sich, als ob sie in diesen Räumen zu Hause wäre. Sie warf sich auf das Sopha und sagte hochmüthig:

„Möglich, daß Sie meinen Namen zum ersten Male hören und sich nichts bei demselben denken“ —

„O doch, doch!“ fiel die Delion, deren Geduld am letzten Faden hing, der Engländerin in's Wort. „Ich denke mir doch etwas bei diesem Namen — aber das, was ich mir denke, ist so wenig schmeichelhaft für die Trägerin dieses Namens, daß ich es lieber für mich behalte!“

Miß Howard gab sich die Miene, als ob sie

den Stachel, der in den Worten, die sie eben zu hören bekommen, lag, nicht fühlte und fuhr ohne Rücksicht auf die Unterbrechung fort:

„Möglich, sage ich, daß Sie meinen Namen zum ersten Male hören und sich nichts bei demselben denken — ich aber verbinde mit Ihrem Namen einen bestimmten Begriff und ich will Ihnen sagen, welchen! Ich verbinde mit demselben den Begriff eines unberechtigten Eindringlings in fremde Verhältnisse, in fremdes Eigenthum, in fremdes Glück!“

„Miß!“ rief die Delion entrüstet, während die Röthe des Zornes ihre Stirn bedeckte.

„Was hat Sie berechtigt,“ fuhr Miß Howard fort, indem sie aufsprang und hart an Mademoiselle Delion herantrat, „was hat Sie berechtigt, sich zwischen mich und meinen Geliebten zu drängen? mir seine Zuneigung zu stehlen? sich in ein Herz einzuschleichen, das mir gehörte?“

Die Delion erbleichte und trat einen Schritt zurück.

„Von wem sprechen Sie, Miß Howard?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Von wem anderen als von ihm?“ rief Miß

Howard mit leidenschaftlicher Heftigkeit; „von wem anderen als von dem Manne meiner Liebe, von dem Manne, der mich liebte, der mein war, ehe Ihr Auge ihn wahrscheinlich auch nur geschaut — von wem anderen als von Napoleon!“

„Von Napoleon!“ stammelte die Delion.

„Ja, von Napoleon! Verfängt der Name? Wie sich das Püppchen krümmt und windet, wie sie zittert und die Farbe wechselt! Sprechen Sie, ist Napoleon nicht Ihr Geliebter?“

„Warum sollte ich es leugnen?“ erwiederte die Delion gefaßt. „Er ist es!“

„Nun denn!“ schrie Miß Howard fassungslos; „wissen Sie sich jetzt noch nicht meinen Besuch zu deuten? Dann will ich Ihnen sagen, daß ich seine Geliebte bin — daß ich ihn kannte und liebte, ehe Sie vielleicht wußten, daß er überhaupt existire — daß er mich kannte und liebte, ehe er auch nur eine Ahnung davon hatte, daß ein Lärvchen gleich dem Ihrigen die Pariser Boulevards unsicher mache!“

„Miß!“ stammelte die Delion empört; sie zitterte am ganzen Leibe und maß ihr nicht weniger aufgeregtes Gegenüber funkelnden Auges. Doch

war augenscheinlich immer noch die größere Mäßigung auf ihrer Seite.

„Oder ist's nicht wahr?" kreischte Miß Howard; „sprechen Sie, ist's nicht wahr? Haben Sie ihn nicht in Ihr Netz gezogen? haben Sie ihn mir nicht abwendig gemacht?"

„Nein, Miß!" rief die Delion sich stolz aufrichtend; „ich habe ihn Niemandem abwendig gemacht — ich habe seine Liebe angenommen und erwiedert, ohne zu fragen, was seine Vergangenheit war — ob er vor mir eine Andere geliebt — ob er neben mir eine Andere liebe — woher würde ich das Recht zu solcher Frage genommen haben? Er ist sein Herr und ich habe keine Macht über ihn!"

„Schlange!" murmelte Miß Howard. „Wie sie sich schön zu machen sucht, die Gleißnerin! Phrasen sind wohlfeil, Mademoiselle, und ich durchschaue Sie, wenn Sie sich gleich Mühe geben, ihre glatte Schlangenhaut mir gegenüber in den schönsten Farben spielen zu lassen! Sie haben Jagd auf meinen Geliebten gemacht und mir ihn abspenstig gemacht, das ist der Sinn aller Worte — alles Andere ist eitle Wortverschwendung, die

ich gebührend würdige! Sie haben ihn an sich gelockt und das Kunststück ist Ihnen gelungen — aber Sie sollen sich seiner nicht erfreuen, ohne daß Sie wenigstens wissen, wie ich von Ihnen denke! Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie hasse, Sie verachte, daß ich Sie mit ruhigem Blute morden könnte!"

Miß Howard glich einer Rasenden. Ihre Augen traten wild und unheimlich aus ihren Höhlen, ihre ganze Schönheit schien ausgelöscht, Schaum entsprühte ihrer blaugewordenen Lippe, ein convulsivisches Zittern erfaßte ihren Körper und schließlich warf sie die nervöse Aufregung in krampfartiger Ohnmacht auf das Sopha, wo sie wie bewußtlos lag, nur durch ein leidenschaftliches Schluchzen verrathend, daß sie lebe.

Die Delion sah die Jammergestalt an und tiefes Mitleid erfaßte sie. Sie wagte sich nicht ihr zu nähern, weil sie fürchtete mißhandelt zu werden. Nach kurzer Ueberlegung kam sie zu dem Resultate, daß es am besten wäre, wenn sie sie allein und sich selbst überließe. Sie ging hinaus und gab ihrem Kammermädchen den Auftrag, eine Limonade zu bereiten. Wenn Miß Howard wie-

der zu sich gekommen war, wollte sie ihr den kühlenden Trank kredenzen — vielleicht daß er etwas zu ihrer Beruhigung beitragen würde.

Miß Howard wurde bald Herrin des Nervenkrampfes, der sie in Folge auf's Aeußerste getriebener Ueberreizung befallen hatte. Sie sprang auf und machte die Entdeckung, daß sie allein sei.

Sie wollte, ihrer ersten Eingebung folgend, auf die Thür zustürzen, durch welche ihre Nebenbuhlerin verschwunden sein mußte — da besann sie sich plötzlich — ein eigenthümlicher Gedanke stieg ihr auf — sie war allein — warum sollte sie den kostbaren Augenblick nicht benützen und sich Beweise seiner Untreue verschaffen? In diesem Zimmer, in welchem er so oft zu weilen pflegte, in welchem er mit ihr koste, die sie unter allen Menschen am meisten haßte, befand sich gewiß so Manches, was gegen ihn Zeugenschaft ablegte, was ihn zum Verräther stempelte — sie wollte sich dessen bemächtigen, um es ihm wenigstens vor die Augen führen zu können.

In sprungfertiger Haltung stand sie, einem Tiger vergleichbar, da und spähte umher, bereit, sich auf den ersten besten Gegenstand zu stürzen,

der ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse erregen würde.

Da fiel ihr Auge auf einen Rock, der über einen Sessel geworfen war — wie kam der Herrenrock in dieses Boudoir, dachte sie und — das ist sein Rock, das war der zweite Gedanke, der, wie Blitz und Schlag, dem ersten folgte.

Ohne weiter zu überlegen stürzte sie sich auf das Kleidungsstück, riß es vom Sessel und betastete es mit der festen Zuversicht, daß sie auf etwas kommen würde, was auf den Verrath, den er an ihr geübt, Bezug hätte.

Sie dürstete, Papiere, Briefe, Geheimnisse zu entdecken und siehe da — sie hielt bereits ein Heft Papiere in Händen. Es schienen freilich keine Liebesbriefe zu sein — die Schriftzüge schienen vergilbt — aber was es auch immer war, sie wollte es untersuchen, sie wollte es zu sich nehmen, um sich in der Stille und Einsamkeit ihres Zimmers darauf zu stürzen. Sie hatte ja die Papiere in der Tasche des Rockes gefunden, der Niemandem als ihm gehören konnte und sie hätte sie um keinen Preis hergegeben, ohne sich zuvor überzeugt zu haben, was sie enthielten.

Sie verbarg die Papiere, die, was ihre Neugierde nur noch mehr reizte, mit Siegeln bedeckt waren, unter ihrem Ueberwurfe und war mit der Maskirung derselben eben fertig, als die Delion eintrat.

Sie hatte ein Glas Limonade in der Hand und präsentirte es der Miß.

„Sie waren so ganz außer sich, Miß,“ sagte sie, „daß ich glaubte, Ihnen mit einem blutkühlenden Tranke zu Hilfe kommen zu müssen!“

„Sie sind sehr gütig, Mademoiselle!“ sagte Miß Howard sich bezwingend, da es nun plötzlich in ihrem Interesse lag eine andere Taktik zu beobachten. Sie nippte sogar von der Limonade, zwang sich zu einem Lächeln und sagte:

„Verzeihen Sie mir meine Heftigkeit von vorhin, Mademoiselle! Vielleicht werden Sie dieselbe entschuldbar finden, wenn Sie sich in meine Lage versetzen, wenn Sie bedenken, welches Leid mir durch Sie widerfahren ist!“

„Gewiß ohne mein Wissen und Wollen!“ sagte die Delion mit einem treuherzigen Aufschlage ihrer großen, schwarzen Augen.

Miß Howard maß die Sprecherin funkelnden

Auges — sie hätte sich mit Lust auf sie gestürzt und die Nägel ihrer Finger in den schneeweißen, spitzenumrahmten Hals eingebohrt — aber sie bezwang sich abermals, und sagte kurz:

„Sprechen wir nicht mehr davon!"

Es lag ihr offenbar nur noch daran, von hier fortzukommen, ehe die Andere dahinter gekommen, was sie von hier mit forttrage.

„Sie sind in zu großer Aufregung, um zu Fuße von hier fortgehen zu können," meinte die Delion gutmüthig, als sie Miß Howard Anstalten zum Fortgehen machen sah, „ich werde nach einem Wagen schicken!"

„Nicht nöthig, Mademoiselle!" lehnte Miß Howard das Anerbieten ab. „Ich bin schon wieder ruhig und gefaßt und fühle mich wohl!"

Indem Miß Howard ihren Rückzug aus dem Zimmer antrat, in welchem sie so viel Verwirrung angerichtet hatte, lag ihr noch daran, den Schreibtisch ihrer Nebenbuhlerin in's Auge zu fassen, auf welchem sich unterschiedliche Nippesachen befanden, unter welchen besonders ein männliches Portrait, das in verschiedenen Größen da war, bald in Medaillonform gefaßt, bald ein-

gerahmt, bald wieder als Broche gefaßt, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Sie haben ja da eine Auswahl allerliebster Sächelchen?“ bemerkte Miß Howard, indem sie im Vorbeigehen den Schreibtisch und Alles, was auf ihm in bunter, malerischer Unordnung umherlag und umherstand, mit den Augen verschlingen zu wollen schien. „Was ist denn das für ein Portrait — dort sehe ich es noch einmal“ —

„Sie kennen den Mann nicht?“ fiel die Delion der Miß in's Wort. „Sie kennen den Mann nicht und sind hergekommen — ja wache oder träume ich — warum sind Sie denn dann zu mir gekommen, wenn Sie fragen, wer der Mann ist?“

Miß Howard sah verwundert auf, die Delion aber sagte unbefangen:

„Das ist ja das Portrait meines Geliebten, des Prinzen Napoleon!“

„Das ist — der Prinz Napoleon?“ stammelte Miß Howard. „Nicht möglich — oder es gibt zwei Prinzen dieses Namens in Paris —

„Das weiß ich nicht — ich kenne nur den Einen!“

„Ich aber kenne den Anderen!“ rief die Howard in freudiger Bewegung. „Es scheint mir fast, als ob hier ein großartiges Mißverständniß obwaltete — als ob ich Ihnen großes Unrecht gethan hätte, als ich Sie im Verdacht hatte, mir meinen Geliebten abgelockt zu haben“ —

„Wohl möglich, Miß!“ sagte die Delion ruhig.

„Was werden Sie von mir denken, Mademoiselle!“ rief Miß Howard lebhaft, indem sie einen Blick der Abbitte auf das Mädchen richtete, das sie so schwer gekränkt hatte.

„Daß Sie eine leidenschaftliche Frau sind!“ sagte die Delion mit jener Gelassenheit, die ein Bestandtheil ihres Wesens zu sein schien und die sie so gut kleidete.

„Sie werden mir zürnen — mir nicht verzeihen können“ — fuhr Miß Howard mit bewegter Stimme fort, indem sie ihre Arme um den Hals der Delion schlang.

„Ich habe Ihnen verziehen!“ erwiederte die Delion lächelnd. „Ich würde unter dem Eindrucke eines ähnlichen Mißverständnisses wahrscheinlich nicht ganz so gehandelt haben, wie Sie

gehandelt haben — aber ich begreife Sie. Und weil ich Sie begreife, zürne ich Ihnen nicht! Gehen Sie in Frieden und mit Gott, Miß Howard — es freut mich, daß Sie die gestörte Ruhe Ihrer Seele hier wieder gefunden haben!“

„Sie sind ein herrliches Mädchen!“ rief Miß Howard von ihren Gefühlen und dem Bewußtsein der feurigen Kohlen, welche die Delion auf ihrem Haupte gesammelt, hingerissen. In demselben Maße, als sie die vermeintliche Nebenbuhlerin früher gehaßt hatte, bewunderte und liebte sie jetzt die unschuldig Befundene.

„Wenn ich Ihnen glauben soll, daß Sie mir wirklich nicht böse sind, so müssen Sie mir dieses Portrait, durch welches sich das Mißverständniß gelöst hat, geben — nein, nicht geben, denn ich weiß, daß es für Sie den unschätzbaren Werth eines Erinnerungszeichens haben wird — aber borgen, ich habe einen Scherz damit vor — ich werde es meinem Napoleon zeigen! Dann sollen Sie es wieder haben.“

„Nehmen Sie das Bild, Miß!“ sagte die Delion lächelnd.

Die beiden Frauen schieden versöhnt, Miß

Howard in bester Laune und ebenso glücklich, als sie sich früher unglücklich gefühlt.

Als sie von der Wohnung der Delion schon ziemlich entfernt war, erinnerte sie sich der Papiere, die sie aus dem Ueberzieher entwendet und zu sich gesteckt hatte. Sie wollte sogleich umkehren, der Delion die Papiere zurückstellen und reumüthig bekennen, zu welchem Schritte sie sich von der Eifersucht habe verleiten lassen — da fiel es ihr ein, daß morgen auch noch Zeit zu dem Besuche sei und daß sie ihr die Papiere zugleich mit dem Bilde wieder einhändigen könne.

Sie setzte daher ihren Weg nach der Rue Coquillière, in der sie noch immer wohnte, fort.

Als sie in ihrer Wohnung ankam, fand sie dort Louis Napoleon, der sich eben entfernen wollte.

Sie flog ihm mit Ungestüm an den Hals und rief leidenschaftlich:

„Ich habe Dir ein Unrecht abzubitten, geliebter Mann!“

„Ein Unrecht — mir?“

„Ja, Dir — ich habe Dich für falsch, für einen Verräther gehalten — aber nun bin ich

eines Besseren belehrt! Kennst Du diesen Mann, Louis?"

Miß Howard zeigte dem Prinzen das Miniaturbild, das ihr die Delion gegeben.

„Das ist mein Cousin Napoleon!" sagte Louis lächelnd. „Woher hast Du das Bild?"

„Von einer Frau, die ich einen Augenblick für meine Nebenbuhlerin gehalten habe!"

„Von der Delion?" rief der Prinz lebhaft, indem er die Stirn runzelte, da er den Zusammenhang der Dinge dunkel zu ahnen begann.

„Ich hatte gehört, daß die Delion ein Verhältniß mit dem Prinzen Napoleon habe — und da ich nicht wußte, daß es noch einen Prinzen Napoleon in Paris gebe, so glaubte ich, daß Du mir untreu geworden seiest — Dein Ausbleiben bestärkte mich in dieser Annahme — und, kurz und gut, ich machte der Delion einen Besuch!"

Miß Howard verbarg ihr erglühendes Gesicht an Louis Napoleon's Brust.

Dieser runzelte die Stirn noch mehr, zog die Augenbrauen zusammen und sagte heftig und unwillig:

„Welche Thorheit!"

„Verzeihe mir, geliebter Mann!" flehte sie,

ihn umschlingend. „Die Delion hat mir bereits verziehen — sie hat mir das Bild anvertraut, das ich Dir gezeigt habe — überdem habe ich noch etwas, das sie mir zwar nicht gegeben hat, das ich ihr aber nichtsdestoweniger zurückstellen muß!“

Miß Howard brachte die Papiere zu Tage, die sie aus dem Ueberzieher, der im Boudoir der Delion gelegen, herausgenommen hatte.

Louis sah die Papiere finster an — seine Züge nahmen jedoch plötzlich einen Ausdruck der Ueberraschung und Spannung an — er streckte seine Hand nach den Papieren aus, die Miß Howard festhielt, und murmelte:

„Was ist das? Das ist ja die Hand des Kaisers — ich kenne sie zu gut! Was sind das für Papiere?“

„Ich weiß es nicht!“

„Woher hast Du sie?“

„Ich nahm sie in einem Augenblick, wo mich die Delion allein gelassen hatte, aus der Tasche eines Paletots, der im Boudoir über einem Sessel lag — wahrscheinlich hatte ihn Napoleon dort liegen gelassen!“

Louis hatte sich inzwischen der Papiere bemächtigt und musterte sie nun mit einer Hast und in einer Spannung, die von Sekunde zu Sekunde zunahm.

Seine Augen bohrten sich in die vergilbten Blätter, davon er eines nach dem andern umschlug.

Nachdem er den ganzen Inhalt der Papiere in sich aufgenommen hatte, sagte er in feierlichem Tone zu sich selbst:

„Das Testament des Kaisers! Welcher eigenthümliche Zufall, welche seltsame Verkettung von Umständen mußte mir dasselbe in die Hände spielen — mir, für dessen Auge es gewiß nicht zunächst berechnet war!"

Er vertiefte sich von Neuem in die Papiere und seine Aufregung stieg mit jedem Augenblick.

„Das ist ein kostbarer Schatz!" rief er aus, „ein unbezahlbarer Schatz! Diese Papiere sind Millionen werth — ich segne den Zufall, der mir sie zuführte — ist es nicht, als ob sie mir zufallen sollten, trotzdem man sie offenbar vor mir geheim gehalten? Da sei dann Einer kein Fatalist!"

Miß Howard ersah rasch ihren Vortheil und sagte:

„Am Ende habe ich es Dir noch zu Dank gemacht, geliebter Mann, daß ich die Delion besuchte? Die Papiere scheinen von Wichtigkeit für Dich zu sein — willst Du nicht von ihnen Nutzen ziehen und sie behalten? — durch mich soll es Niemand erfahren, daß sie in Deinen Händen sind. Niemand wird ahnen, daß ich sie bei der Delion zu mir gesteckt habe!"

„Kann ich mich auf Deine Verschwiegenheit verlassen, wenn ich die Papiere behalte?"

„Wie auf Deine Seele!"

„Und warum sollte ich sie nicht behalten?" murmelte Louis, sich gleichsam mit sich selbst abfindend. „Gehören sie nicht eigentlich mir? Bin ich nicht der nächste, der wahre Erbe des Kaisers? Und habe ich etwas dazu gethan, in ihren Besitz zu kommen? Hat mir sie nicht die Vorsehung selbst in die Hände gespielt?"

Einig mit sich selbst verbarg der Prinz die Papiere in seiner Tasche.

Miß Howard schmiegte sich zärtlich an ihn und flüsterte:

„Du zürnst mir nicht mehr, daß ich mich übereilte und zur Delion ging?“

„Absolvo te!“ sagte Louis lächelnd, einen Kuß auf die sich ihm verlangend darbietenden Lippen drückend — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Als der Prinz Miß Howard verließ, sagte er zu sich selbst:

„Sie hat mir heute unbewußt einen großen Dienst erwiesen — und sie hängt an mir mit voller Liebe — ich habe es freilich zu Ende führen wollen, die Klugheit gebietet es mir fast — Eugenie kann jeden Augenblick mit ihrer Familie in Paris ankommen, um hier die Herbstsaison zu verleben — wenn sie da ist, werden mir meine Beziehungen zur Howard sehr lästig, sehr génant werden — aber wie kann ich sie jetzt gerade kränken, jetzt, wo sie sich ein unsterbliches Verdienst um mich erworben hat! Ich sehe in der ganzen sonderbaren Verkettung fast einen Wink, es gehen zu lassen, wie's eben geht! Aber die Kinder der Badinguet wollen untergebracht sein — die armen Kinder, die plötzlich Waisen wurden —

und die arme, gute Badinguet! Aber Alles in Allem starb sie mir doch recht zur Unzeit! Ich habe jetzt Anderes zu thun, als mich um die Unterbringung von ein Paar Kindern zu sorgen, die mich an die langweiligen Tage von Ham erinnern! Ich werde doch versuchen, die Kinder der Howard aufzuschwatzen! Ich kaufe ihr ein kleines Gut bei Paris, schenke es ihr unter der Bedingung, daß sie die Kinder zu sich nimmt — mein Gott, es sind die Kinder eines Freundes, der sie mir auf dem Todtenbette an's Herz gebunden hat — und wenn sie auch erfährt oder vermuthet, daß es meine Kinder sind — was thut's? Die Mutter ist todt — es ist keine Veranlassung zur Eifersucht vorhanden und hat sie erst das Gut, so wird sie zeitweise dort leben — so bringe ich sie, ohne mit ihr zu brechen, ohne sie zu kränken, auf die leichteste Weise von Paris fort — ja, ja, so geht's!"

Also mit sich selbst verkehrend war der Prinz im Hotel du Rhin angekommen, wo seiner eine freudige Ueberraschung wartete.

Persigny und Laity, welche in den Junitagen, als sie in den Nationalwerkstätten Geld unter

die Arbeiter vertheilt und sie haranguirt hatten, Louis Napoleon auf den Barrikaden als den Retter Frankreichs zu proklamiren, arretirt worden waren, waren auf freien Fuß gesetzt worden. Es war ihnen gelungen, sich rein zu waschen und der Prinz hatte den Treuesten und Verläßlichsten seiner Freunde, hatte seine rechte Hand wieder.

Anmerkung: Ueber Mademoiselle Badinguet siehe: „Louis Napoleon" von Lucian Herbert, zehnter Band, sechste Abtheilung, (Ham).

Viertes Kapitel.

Im Fort Tory.

Im Fort Tory bewegt sich in einer bombenfesten Casematte eine der buntesten Gesellschaften von der Welt.

Da sieht man Soldatenuniformen, Blousen, Offiziersröcke, Waffenröcke der Nationalgarde, Mobilgardenuniformen, bürgerliche Kleider: alles das in buntem Pêlemêle durcheinander, spielend, rauchend, trinkend, politisirend, lesend.

Alle aber, die hier versammelt sind, sind Junigefangene, denen der Proceß gemacht wird.

Sie Alle sind sich der hohen Scheidemauer, welche die Juniniederlage des Volkes zwischen ihnen und der Welt aufgerichtet hat, wohl bewußt — sie Alle erwarten nichts Anderes als die Deportation.

Aber die sichere Aussicht auf Cayenne hindert sie nicht sich auf ihre Art zu unterhalten, ja sich sogar stellenweise einer unheimlichen Heiterkeit hinzugeben.

Dort die Hauptgruppe, welche sich, auf steinigem Erdboden sitzend, die Zeit mit dem Kartenspiel vertreibt, ist besonders lebhaft. Drei wild aussehende Blousenmänner führen das große Wort, in welches sich zuweilen das heisere Gelächter des Chores mischt.

„Ich sage Euch, Kameraden," ruft einer der Blousenmänner, „es war zum Todtlachen! Ich hätte Euch das Feldlager unseres Bataillons zu sehen gewünscht! Ich muß gestehen, unser guter Oberst Barbés hat vortrefflich für uns gesorgt und einen famosen Instinkt gehabt, als er uns den zoologischen Garten zum Hauptquartier anwies! In den zwei Tagen, die wir dort zubrachten, haben wir unter den Fasanen und Hühnern aufgeräumt! Was an seltenen Vögeln da war, wurde gebraten — nicht einmal den guten Vogel Strauß haben wir verschont! Ich glaube, wenn der Vogel Greif in eigener Person da gewesen wäre, er wäre auch nicht davongekommen!"

„Und die Affen!" fiel ein zweiter Blousenmann dem Erzähler lachend in's Wort, „ich werde die possirlichen Gesichter nicht vergessen, welche die guten Thierchen schnitten, als wir nach ihnen schossen, und vollends, als wir sie bei lebendigem Leibe auf dem Roste brieten!"

„Die Büffel waren auch nicht zu verachten!" mischte sich der Dritte in's Gespräch, „wenngleich mir das Fleisch der Edelhirsche besser schmeckte! Auch Lamafleisch zu essen werde ich wohl nicht so bald wieder Gelegenheit haben!"

„Wie gravitätisch der Elephant der Verwüstung zusah, die wir rund um ihn her anrichteten!" nahm der, so das Gespräch eingeleitet hatte, wieder das Wort. „Er machte sich nicht einmal aus den Kugeln etwas, die wir nach ihm abfeuerten! Sein dickes Fell erlaubte ihm, über diese Demonstrationen zur Tagesordnung hinwegzugehen — ganz so, wie die Nationalversammlung über den Schmerzensschrei der hunderttausend Arbeiter von Paris zur Tagesordnung hinwegging!"

„Erinnere mich nicht an die Nationalversammlung!" schrie ein Nationalgarde wüthend. „Ich wollte, ich könnte alle neunhundert Müssiggänger,

die in derselben sitzen, in die Catakomben sperren — in dieselben Catakomben, welche sie jetzt durchstöbern, um versprengten Arbeitern und verborgenen Waffen auf die Spur zu kommen!"

„Ich hoffe, Kamerad," sagte ein Blousenmann, „Du nimmst aus Deinem Anathem den Vater Lammenais, den biederen Proudhon und noch ein Dutzend Anderer aus, die es gut mit dem Volke meinen!"

„Das versteht sich von selbst!" brummte der Andere. „Aber aus den übrigen mag man mir ein Cotelett bereiten, ich werde es mit Vergnügen verspeisen!"

„Man merkt, daß Du zum Barrikadenbataillon gehört hast!" sagte lachend ein Soldat, der zum Volke übergetreten war.

„Ja — das Barrikadenbataillon hielt an dem Motto: wir wollen nur Schweinefleisch essen!"

„Danke schönstens für das Compliment!" ließ sich ein Mobilgarde vernehmen. „Ich weiß recht gut, daß unter Schweinefleisch wir Mobilen verstanden waren." —

„Natürlich — so weit Ihr mit den Henkern Cavaignac's gemeinschaftliche Sache gemacht habt!

Die wenigen Ehrenmänner, die sich zu uns geschlagen hatten, waren ausgenommen!"

„So ein Stück Schweinefleisch hätte vortrefflich geschmeckt!" lachte oder grinste vielmehr ein Blousenmann; „ich glaube, daß ich es entschieden einem Stücke Beefsteak vom Lendenfleische der Nationalgardisten aus dem Quartier Saint-Honoré und der Chaussée d'Antin vorgezogen hätte!"

„Am liebsten wäre mir ein Rippenstück von jener Architektencanaille gewesen, welche auf der Höhe der Julisäule einen Plan unserer Barrikaden aufnahm, um die Zeichnung an Cavaignac zu verkaufen!" heulte ein Nationalgarde.

„Den Kerl hätten wir erwischen sollen!" schrie ein Blousenmann, indem er die Faust ballte. „Den hätten wir von der Julisäule heruntergeschmissen, daß er als Brei auf dem Pflaster angelangt wäre!"

„Wenn wir auch leider nicht dazu kamen, aus der Julisäule einen modernen tarpejischen Felsen zu machen, so haben wir doch das Bewußtsein, daß ihnen die Erstürmung der 3883 Barrikaden, die wir aufgerichtet hatten, zwei Millionen Patronen und zehntausend Leichen

gekostet hat! Das nächste Mal soll's noch besser gehen!"

„Das nächste Mal," tobte einer der Blousenmänner, „das nächste Mal, wenn wir wieder den zoologischen Garten besetzen, lassen wir die Löwen, Wölfe, Tiger, Hyänen und Schakals, die ganze Meute der wilden Thiere, gegen die Soldaten und die gutgesinnte Nationalgarde los."

Das Auge des Sprechers funkelte unheimlich, indem er fortfuhr:

„Den Bestien wird das Schweinefleisch munden! Sie werden es mit Appetit roh verzehren und nicht erst warten, bis es zu Coteletten und Beefsteaks verarbeitet sein wird! Wißt Ihr, Kameraden, daß ich, als wir im zoologischen Garten angegriffen wurden, einen Augenblick daran dachte, die ganze Meute gegen die Angreifer loszulassen? Wäre das ein Heulen gewesen — hätten die Tiger und Löwen Sprünge gemacht! Wäre das ein Fressen für Wölfe und Hyänen gewesen — aber mein praktischer Vorschlag scheiterte an der Weichherzigkeit unserer Offiziere!"

In diesem Augenblicke brachte der Schließer die Nachricht, daß der Repräsentant Thiers mit

dem General Lamoricière nach Fort Tory gekommen sei, um die Gefängnisse zu inspiziren.

„Wehe Thiers, wenn er sich hier blicken läßt!" schrie ein Blousenmann, kirschbraun im Gesichte vor Zorn. „Ich erwürge ihn!"

„Mir könnte nichts Schlimmeres widerfahren, als Lamoricière zu begegnen!" sagte ein Mobilgarde. „Ich habe ihn am 25. Juni gesprochen — er hatte eben das Feuer einstellen lassen und wir glaubten, daß er sein Pulver verschossen habe und zu capituliren wünsche. Wir wählten eine Deputation, die ihm die Bedingungen diktiren sollte. Ich war darunter!"

„Was verlangtet Ihr?" fiel ein Nationalgarde lebhaft dazwischen.

„Dreißig Millionen Francs und den Kopf Cavaignac's!"

„Narren!" sagte der Andere geringschätzig; „den letzteren hättet Ihr billiger haben können! Wußtet Ihr im Ernste nicht, daß Cavaignac am 24. und 25. Juni in einer Blouse die mit Barrikaden bedeckten Quartiere durchirrte, um Alles mit eigenen Augen zu sehen?"

„Gott hat es nicht gewollt, daß er in unsere Hände fiele!“ sagte ein Mobilgarde finster.

„Sprich mir nicht von Gott!“ brüllte ein Blousenmann. „Weißt Du nicht, was Proudhon in einer der letzten Nummern seines nun mit Cavaignac's Hilfe selig entschlafenen Représentant du Peuple von Gott gesagt hat? Gott ist das Uebel, hat er gesagt.“

„Da hat er denn doch, verzeiht mir, etwas recht Dummes gesagt,“ sagte ein Soldat ernst. „Vielleicht ist sein Blatt eben darum unterdrückt worden, weil er Gott gelästert hat!“

„Was sagt der bretagnische Naseweis?“ brüllte ein Blousenmann. „Mir scheint, der Kerl wird fromm und glaubt, wenn er betet, der Deportation zu entgehen?“

„Dummer Junge!“ rief der Mobile geringschätzig. „Proudhon's Blatt wurde nicht einmal unterdrückt — es mußte aufhören, weil es die Caution von fünfzigtausend Francs, welche Cavaignac kraft des Belagerungszustandes allen Blättern abgefordert hat, nicht aufzutreiben vermochte. In der letzten Nummer, die mit einem Trauerrande erschien, sagte Proudhon: „Das Blatt

ist mit der Republik geboren worden — es stirbt mit der Republik!“

„Auch Vater Lammenais’ Peuple constituant ist an der Caution gestorben!“ sagte ein Blousenmann düster. „Ich habe mir Lammenais’ Abschiedsworte an seine Leser fest in’s Gedächtniß geprägt. „Was uns,“ hat Lammenais gesagt, „was uns, die Soldaten der Presse anlangt, so behandelt man uns wie das Volk — man entwaffnet uns; es braucht jetzt Geld, viel Geld, um das Recht des Redens zu genießen — des Armen ist das Schweigen!“ — Ja, des Armen ist das Schweigen! Aber wir werden wieder sprechen, doch nicht mit Worten, nicht mit Bleilettern, sondern mit Bleikugeln — mit Dolchen, die wir den Gehröcken in den Rücken stoßen werden!“

„Hast Recht, Kamerad!“ stimmte ein Zweiter zu; „die Gehröcke müssen alle weggemäht werden! Ich hab’s immer gesagt, aber man hat mir nicht gefolgt! Wir hätten uns eines Tages in Masse über die Boulevards ergießen und den Gehröcken den Garaus machen sollen! Wir waren zu langmüthig und was haben wir davon?“

„Jetzt sind wir klüger!“ murmelte ein Na-

tionalgarde. „Geht es noch einmal los, so wird unser Motto sein: gnad Euch Gott, wenn Ihr uns nicht tödtet — dann tödten wir Euch!"

„Sie aber tödten uns wirklich!" rief ein Anderer. Oder haben wir nicht Alle das Geheul gehört, welches dieser Thiers in seinem Blatte, dem Constitutionnel, anstimmt, weil ein Präfekt den Pfarrern seiner Diözese empfohlen hat, für die Gefallenen aller Parteien zu beten! Heißt das nicht uns proskribiren, uns für außerhalb der Menschheit stehend erklären? Kann es eine elendere Denunziation geben als diese, welche mit dürren Worten sagt, unsere gefallenen Kameraden sind keine Menschen, sind Bestien?"

„Und das Recht auf die Arbeit hat er uns auch abgesprochen!" warf ein Blousenmann ein. „Wenn die 107,000 Arbeiter, die man in diesem Augenblick aus den dem Untergang geweihten Nationalwerkstätten auf die Straße wirft, auf dieser Straße verhungern, was geht das ihn an? Warum haben sich die naiven Burschen in dem einfältigen Wahne gewiegt, ein Recht auf die Arbeit zu haben!"

„Er hat es ja auch aufgebracht, daß wir eigentlich reich sind!" hohnlachte ein Anderer. „Er hat, Gott weiß durch welche merkwürdige Rech-

nungsart herausgebracht, daß unsere Kameraden im Spital Saint-Roche, das er inspizirte, 189,000 Francs in den Taschen hatten! Woher könnten sie so viel Geld genommen haben, wenn sie nicht bezahlt worden wären, um Barrikaden zu bauen und auf ihnen zu bluten! 189,000 Francs! Heißt das nicht das Wunder von der unbegreiflichen Vermehrung der Fische und Brote wiederholen?"

„Ich möchte diese 189,000 Francs sehen!" rief ein Mobile. „Es ist zum Lachen, wenn man weiß, daß in einem anderen Spitale in den Taschen von siebzig Verwundeten zusammengenommen die Riesensumme von zwei Francs siebzig Centimes gefunden wurde!"

„Wer weiß, ob Thiers unter seinen Gesinnungsgenossen nicht eine Collekte veranstaltet hat, um die 189,000 Francs aufzutreiben und so der Welt glauben zu machen, daß wir wirklich bestochen waren, die Reichen anzugreifen!"

„Da lobe ich mir doch die Bonaparte!" bemerkte ein Mann in der Blouse. „Sie haben uns zwar auch bekämpft, denn ich selbst sah, wie der Repräsentant Peter Bonaparte ein Bataillon Nationalgarde gegen eine Barrikade führte, wobei

ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde — aber dafür hat sich doch Napoleon Bonaparte, der Sohn Jerome's, an die Spitze jenes Häufleins der Repräsentanten gestellt, welches sich zu einem Comité constituirte, um Sammlungen für die Wittwen und Waisen unserer gefallenen Kameraden einzuleiten. Ich hörte, daß das Comité bereits auf neunzig Köpfe angewachsen ist!"

„Der wackere Finanzminister Duclerc und Herr Garnier-Pagès sind gewiß auch bei dem Comité!" ließ sich ein Nationalgarde vernehmen. „Ich habe sie gesehen, wie sie am 24. Juni gemüthlich mit der Cigarre im Munde und dem Billardqueue in der Hand auf dem Balkone des Finanzministeriums standen, während hunderttausend Franzosen zu blutigem Bürgerkriege unter Waffen standen — ich hätte mit Lust mein Gewehr auf das unverschämte Paar angelegt!"

Die Worte des Sprechers waren kaum verhallt, als der Schließer eintrat und die Namen Jaques Terrascon und Michel Lavallade ausrief.

Zwei von den Blousenmännern erhoben sich, warfen die Karten weg und sagten wie in einem Tempo:

„Endlich!“

Sie freuten sich, daß die Reihe, vor das Kriegsgericht zu treten, endlich einmal an sie kam. Saßen sie doch nun volle zwölf Tage unverhört in den Casematten!

Die beiden Vorgerufenen wurden in ein Gemach geführt, in welchem Offiziere und Soldaten aller Grade um einen mit Papieren bedeckten langen Tisch saßen.

Dem vielköpfigen Militairgerichtshofe präsidirte ein Mann, der sehr wild aussah und sich ungestüm geberdete. Die beiden Flanken seines röthlichen Schnurrbartes berührten die Schultern und der Mann, dem dieser safranrothe Riesenbart gehörte, wurde nicht müde, an ihm zu ziehen, ihn zu zerfasern, zu drehen und zu dehnen.

Als die beiden Angeklagten den wilden Mann an der Spitze des Kriegsgerichtes sahen, tauschten sie einen Blick der Ueberraschung mit einander, die sich jedoch bald in Genugthuung auflöste. Ein zweiter Blick stellte das Einverständniß auch bezüglich des gemeinschaftlichen Verhaltens her. Ein unheimliches Lächeln zuckte über Beider Gesicht.

„Jaques Terrascon!“ rief der Präsident.

Einer der beiden Männer trat furchtlos vor.

„Michel Lavallade!“ ertönte es vom Präsidentenstuhle.

Der Zweite starrte den Vorsitzenden unverwandt an und nickte leicht mit dem Kopfe.

„Jaques Terrascon!“ nahm der Präsident das Wort, „Ihr seid angeklagt, zuerst die große Barrikade beim zoologischen Garten, dann diesen selbst vertheidigt zu haben. Was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung anzuführen? Beeilt Euch mit Eurer Vertheidigung, denn es sitzen noch achtzehntausend Taugenichtse in den Casematten und Gefängnissen, die alle verhört und abgeurtheilt sein wollen!“

„Es würde mich nicht wundern, wenn aus ihnen plötzlich 18,001 würden!“ sagte Terrascon kaltblütig.

„Wie versteht Ihr das?“ donnerte der Vorsitzende.

„Ich sage, es würde mich nicht befremden, wenn zu den achtzehntausend noch der Capitän Constantin hinzukäme!“

Die Rede des Angeklagten versetzte die Tafel-

runde in eine unbeschreibliche Bewegung. Aller Augen richteten sich auf den Präsidenten des Kriegsgerichtes, der wüthend aufgesprungen war, die Augen rollte und den Blousenmann mit einem grimmigen Blicke maß.

Terrascon ließ sich durch nichts einschüchtern.

„Der Herr Capitän Constantin," sagte er ruhig, „hat mich aufgefordert, mich zu rechtfertigen, warum ich Barrikaden vertheidigte — ich bitte einen hohen Militairgerichtshof, zu Protokoll zu nehmen, daß ich mich des mir angeschuldigten Verbrechens erst dann schuldig gemacht habe, nachdem der Herr Capitän Constantin unsere Compagnie haranguirt hat, Barrikaden zu bauen!"

Der Präsident entfärbte sich und drehte seinen Schnurrbart — in seiner nächsten Umgebung wurde mancher Kopf geschüttelt.

In diesem Augenblick trat Michel Lavallade vor.

Alle sahen ihn gespannt an — Constantin's Wimpern zuckten krampfhaft — er klammerte sich mit der Hand an die Lehne seines Sessels. Während die ganze Richterversammlung athemlos lauschte, sagte Lavallade:

„Ich muß die Wahrheit der Rede meines Kameraden Jaques Terrascon bestätigen! Unsere Compagnie hatte sich am 24. Juni kaum versammelt, als der Capitän Constantin an uns herantrat und uns haranguirte. Baut Barrikaden, Kinder, sagte er, baut Barrikaden! Laßt Euch nicht einschüchtern!“

„Der Herr Capitän Constantin trug damals eine Blouse,“ bemerkte Terrascon unbefangen, „aber ich erkannte ihn damals unter dieser Blouse, so wie ich ihn heute hier erkenne. Welches Interesse er daran hatte, uns zum Kampfe aufzureizen, weiß ich nicht. Aber jedenfalls sollte er nicht, nachdem er dies gethan hat, über uns zu Gericht sitzen wollen!“

Constantin hatte kein Wort der Gegenrede auf diese Anschuldigung — Todtenblässe bedeckte sein Gesicht.

Die übrigen Richter warteten gespannt, was er thun würde, um nöthigenfalls die Sache selbst in die Hand zu nehmen — falls er sich nicht von der ihm so unerwartet in's Antlitz geschleuderten Anklage zu reinigen vermöchte — da ging die Thür auf und ein Herr in Civilkleidern trat ein,

näherte sich dem Capitän, zeigte diesem eine Ordre des Generals Cavaignac, die ihm unbedingte Vollmacht gab, im Fort Tory jede beliebige Anordnung zu treffen, und ersuchte den Capitän, ihn zu begleiten.

Constantin kam die Störung willkommen — er glaubte Zeit gewinnen, sich fassen und über einen Plan, wie sich dem unliebsamen Intermezzo gegenüber zu benehmen sei, nachdenken zu können.

Er athmete auf und folgte dem Fremden.

Aber es verging eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde und er kam nicht zurück.

Das Kriegsgericht vertagte sich endlich nach lebhafter Debatte — Terrascon und Lavallade wurden in die Casematten zurückgeführt, wo sie die Justiz, die sie an dem Präsidenten des über sie eingesetzten Kriegsgerichts geübt, schadenfroh zum Besten gaben.

Später erfuhr man, daß der fremde Herr den Capitän zu einem Fiaker geführt habe, in welchem bereits zwei Herren saßen und daß das Fuhrwerk im Carrière gegen Paris geflogen sei.

Die Anklage, welche Terrascon und Lavallade gegen Constantin erhoben hatten, war fast

gleichzeitig auch durch mehrere anonyme Denunciationen zu Cavaignac's Kenntniß gekommen und der General hatte sich beeilt, den Capitän verhaften zu lassen.

* *
*

Fast gleichzeitig mit dem verhafteten Capitän verließ ein anderer Mann das Fort Tory.

Der Mann war Emil von Girardin.

Was gegen ihn vorgelegen, hatte trotz des Belagerungszustandes nicht ausgereicht, um ihm den Proceß zu machen und Cavaignac hatte seine Freilassung befohlen.

Der Belagerungszustand ließ sich doch nicht in's Endlose fortspinnen und wenn er aufgehoben wurde, so stand wieder die „Presse" Emil Girardin's da: ein Riese, mit dem man rechnen mußte, weil er mit hunderttausend Armen nach allen Seiten ausgriff. Wenn man die „Presse" aber nicht unterdrücken und den, der sie schrieb und leitete, nicht nach Cayenne schicken konnte, dann wäre es ein unverzeihlicher Fehler gewesen, den letzteren auch nur um eine Stunde länger in den Casematten schmachten zu lassen, als es unumgänglich nothwendig war.

Emil von Girardin war ohnehin lange genug im Gefängniß gewesen, um es denen, die ihn in dasselbe geworfen, zeitlebens nachzutragen.

Cavaignac wird es büßen, daß er den Journalisten mit dem Fort Tory hatte eine kaum vierzehntägige Bekanntschaft machen lassen . . . .

Der Journalist verläßt seinen Kerker voll Gift und Galle im Herzen.

Ein feines, höhnisches Lächeln zuckt um seine Mundwinkel — in diesem Lächeln liegt das Bekenntniß, daß Girardin Fort Tory nie vergessen wird . . . .

Dort geht er hin elastischen Schrittes; vor einer Stunde noch machtlos, scheint er mit jeder Spanne Weges, die sich zwischen ihn und Fort Tory schiebt, neue Kraft und Macht aus der Erde an sich zu ziehen — je mehr er sich Paris nähert, desto größere Dimensionen nimmt er an — jetzt ist es nur noch ein eleganter, obwohl in der Toilette gegenwärtig gegen alle sonstige Gewohnheit etwas verwahrloster Mann, der einen Fiaker sucht, der ihn im Fluge nach Paris bringen soll: aber ehe zwölf Stunden vergangen sein werden, wird sich ganz Paris mit dem Mann beschäftigen,

seine Freilassung wird als ein Ereigniß ersten Ranges der Telegraph nach allen Windesrosen tragen. Und dann, wenn sich der elegante Mann erst wieder in den Sattel geschwungen hat, wenn er seine Sporen dem Hengste: „Presse" in die Weichen keilen wird: dann wird der Mann, der sich Rechnung macht, Präsident von Frankreich zu werden, zittern!

Und als ob dieser Mann sich des Damokles-schwertes, das von diesem Augenblicke über seinem Haupte hängt, bewußt wäre, als ob er es fühlte, daß ihm in dieser Stunde ein großer, mächtiger Feind zuwachse, so übersiedelt er eben jetzt nach der Rue de Varennes in das Hôtel Adelaide, von welchem aus man durch den riesigen Garten nach der Rue Babylon gelangen kann, in welcher große Casernen liegen.

Cavaignac fühlt das Bedürfniß, die Truppen immer zur Hand zu haben ....

Sie können Alle nicht ohne Soldaten leben ....

In jedem Ministerhôtel campirt ein halbes Bataillon, das Palais Bourbon, in welchem die Neunhundert tagen, wird mit Vorwerken umgeben, vom Montmartre sehen zwölf Feuerschlünde

auf Paris nieder und ein Regiment Cavallerie, bereit, sich jeden Augenblick in die Straßen zu werfen, dient ihnen zur Bedeckung.

Ueber die Boulevards ziehen siebenundachtzig mit Waffen beladene Wagen, welche die den Volkskämpfern abgenommenen Waffen nach Vincennes führen . . . .

Und dort die düstern Zellenwagen, welche eine Escadron Husaren umgibt, denen ein ganzes Regiment Infanterie das Geleite gibt, führen hundert Bürger, welche die Kriegsgerichte heute verurtheilt haben, nach dem Seehafen, wo ihrer die Fregatte harrt, die sie Frankreich entführt . . . .

Es dämmert und diese Unglücklichen reisen nur bei Nacht. Die Hoffnungslosigkeit braucht die Nacht.

Sie reisen — nach Cayenne die Einen, nach Algier die Anderen, nach Mont Michel, dem einsamen Felsen im Meere, an welchen die Wogen seit einem Jahrtausend anbranden, die Dritten . . .

Sie reisen in dumpfer, hoffnungsloser Verzweiflung und in noch dumpferer und hoffnungs-

loserer Verzweiflung schaut ihnen die zurückbleibende Familie nach.

Elend hier und Elend dort!

* *
*

Und als es dämmerte, kam auch Emil von Girardin in seiner Wohnung an.

Er fand bei seiner Frau, die ihm weinend in die Arme fiel, Mathilde Bonaparte-Demidof.

Mathilde wollte gehen und die beiden Gatten sich selbst überlassen, aber Madame von Girardin bat sie zu bleiben.

Sie haßte Cavaignac womöglich noch glühender als ihr Gemahl — sie konnte die Stunde der Rache nicht erwarten.

Die Drei blieben in stundenlanger Unterredung beisammen — Madame Girardin spornte den Haß ihres Mannes gegen den Gewalthaber, sie träufelte ihm glühende Haranguen in's Ohr.

Das Resultat der Unterredung war, daß Herr von Girardin Mathilde zum Wagen begleitete und mit ihr in's Hotel du Rhin fuhr.

Dort empfing sie der deutsche Kellner Georg und bejahte Mathilden's Frage, ob der Prinz Louis Napoleon Bonaparte zu Hause sei.

Die Conferenz im Hotel du Rhin war nicht weniger ernsthaft und lang als jene bei Madame von Girardin.

Als sie zu Ende war — Mitternacht war lange vorüber — zeigte sich Louis Napoleon ungewöhnlich heiter.

Er wußte, daß wenn die „Presse" wieder zum Sprechen kam, der Eigenthümer und Redakteur derselben zu seinen dreißigtausend Abonnenten und sechsmalhunderttausend Lesern sagen würde: „Franzosen — Louis Napoleon Bonaparte ist das Unbekannte — wählen wir das Unbekannte!"

Fünftes Kapitel.

Der letzte Republikaner.

Cavaignac hatte eine Revue auf dem Marsfelde abgehalten. Er hatte zwei Stunden seiner kostbaren, tausendseitig in Anspruch genommenen Zeit darangesetzt, blos weil ihm die Revue Gelegenheit bot, vierzigtausend Mann über die Boulevards marschiren zu lassen und den Rothen und den Legitimisten zu zeigen, daß er immer noch genug Soldaten in Paris habe, obschon er viele Regimenter der Garnison an die Alpenarmee abgegeben, von welcher ganz Frankreich eine Intervention in Italien erwartete.

Der General ritt bis zu seinem Hôtel in der Rue de Varennes, vor welchem bereits der Wagen wartete, der ihn nach der Nationalversammlung bringen sollte.

Es war auch nur eine flüchtige Einkehr, die der erste Mann von Frankreich in sein ödes, freudloses Haus hielt.

Sein Schritt wiederhallte in den weiten Räumen und wenn er zum Fenster hinaussah, so fiel sein Auge nur auf verkleidete Polizeiagenten, welche die Straße bewachten und auf Soldaten, die in dem gegenüberliegenden Hause zu den Fenstern heraussahen.

In diesem Hause hatte früher verdächtiges Volk gewohnt und um dieses aus der Nähe des Dictators, dem man tausendfältig nachstellte, zu entfernen, hatte die Polizei das Haus gemiethet und in eine Caserne umgewandelt.

Als Cavaignac bei dem Palaste der Nationalversammlung aus dem Wagen stieg, hörte er die Ausrufer die Journale feilbieten, die er im Interesse der öffentlichen Ordnung zwei Monate nicht hatte erscheinen lassen.

„Presse“ — „Lampion“ — „Liberté“ — „Vraie republique“ — „Assemblée“ — „Représentant du peuple“ — so schwirrte es durcheinander und der Ministerpräsident mußte sich durch die Schaaren der Neugierigen Bahn brechen,

welche die heute wieder zum ersten Mal erscheinenden Blätter massenhaft kauften.

Mit einem bitteren Lächeln um die herb zusammengekniffenen Lippen trat der General in sein Arbeitszimmer ein, wo ihn keine angenehmen Nachrichten erwarteten.

In Montpellier war ein legitimistischer Putsch unter Blutvergießen unterdrückt worden — in Besançon war der Abenteurer Garibaldi, dessen Schaar in der Schweiz, wohin sie vor den siegreichen Oesterreichern geflohen war, entwaffnet worden war, gelandet und drohte die Franzosen noch mehr für die Italiener zu entflammen. Und um Alles zu krönen waren die Gemeindewahlen in ganz Frankreich in legitimistischem Sinne ausgefallen — es war nicht anders, als ob ganz Frankreich, durch die Junitage erschreckt und eine neue Auflage derselben fürchtend, aus dem Lager der Republik desertirt sei, um sich den Lilien in die Arme zu werfen.

Cavaignac's Miene wurde unwillkürlich immer düsterer, als diese Nachrichten, eine nach der anderen, auf ihn eindrangen.

Marrast, der Präsident der Nationalversamm-

lung, der in diesem Augenblick bei ihm eintrat, fand ihn sehr verstimmt. Doch zwang er sich, indem er dem Eintretenden die Hand reichte, zu einem frostigen Lächeln und zu der scherzhaften Bemerkung:

„Ich habe große Dinge von Ihrem gestrigen Balle gehört, lieber Marrast, die Rothen sollen Ihnen sechstausend Flaschen Champagner ausgetrunken haben!"

„Ich fürchte seither viel weniger für Frankreich!" gab Marrast lachend zurück. „Wer einen so guten Zug hat, hat aufgehört, gefährlich zu sein. Als Hausherr hatte ich auch Gelegenheit zu bemerken, wie verschieden der Geschmack sei: während die Linke und der Berg den Champagnerflaschen die Hälse brachen, dürstete die Mobilgarde nur nach Eis!"

Cavaignac's zerstreute Miene bewies, daß der Ball für ihn schon wieder eine abgethane Sache war und daß seine Gedanken auf einem anderen Gegenstande hafteten. Diesem aber schien er noch nicht in's Auge blicken zu wollen, als er fragte:

„Wer präsidirt?"

„Corbon! Victor Hugo trägt eben seinen Be-

richt über die Subvention der Theater vor — seine Frau auf der rechten und seine Geliebten auf der linken Tribune sind seine einzigen aufmerksamen Zuhörer. Vor dem hat es eine kleine Plänkelei zwischen dem großen Unbegreiflichen, Proudhon, und dem kleinen Thiers gegeben. Der große Unbegreifliche hat, von Thiers in die Enge getrieben, zugeben müssen, daß das Eigenthum sich noch immer als eine verrottete Gewohnheit zwei, drei Jahrhunderte erhalten könne, dann aber sicher in Nichts zerfallen werde!"

„Mit dieser Galgenfrist können wir uns einstweilen zufrieden geben!" sagte Cavaignac. „Proudhon's Freude, daß ihm Thiers in seinen Mörser gelaufen sei und daß er ihn nun darin nach Herzenslust zusammenstampfen könne, scheint also doch ein wenig voreilig gewesen zu sein! Was haben Sie sonst Neues?" schloß Cavaignac zögernd, als ob er Angst habe, wieder nur Unangenehmes zu erfahren.

„Der Clubb der Rue Poitiers wird Ihnen heute wieder einige Interpellationsknittel zwischen die Füße werfen!"

„Wenn das so fortgeht," rief Cavaignac mißmuthig, „marschire ich mit meinen Truppen aus

der Stadt und dann sollen die 350 Herren der Rue Poitiers zusehen, wie sie fertig werden! Vielleicht wird dann ihre republikanische Gesinnung etwas kräftiger werden!"

„Changarnier, Bedeau, Baraguay sind in der letzten Zeit der Rue Poitiers beigetreten!"

„Sie können es mir nicht verzeihen," sagte Cavaignac, den Kopf verächtlich zurückwerfend, „daß sie jetzt gehorchen müssen, nachdem ich in Afrika unter ihnen gedient habe! Aber lassen wir diese Pseudorepublikaner — das Wichtigste, das Wichtigste! Wie wird der Bericht über die Präsidentenwahl ausfallen?"

Jetzt war Cavaignac offenbar bei der Sache angelangt, die ihn zumeist interessirte. Der unsichere und doch Marrast forschend festhaltende Blick, der hastige Ton der Rede waren Bürge dafür.

„Zehn Bureaux" sagte Marrast achselzuckend, „haben sich für die Wahl des Präsidenten der französischen Republik durch das allgemeine Stimmrecht, fünf für seine Erwählung durch die Nationalversammlung ausgesprochen!"

„Also zehn gegen fünf!" murmelte Cavaignac.

Seine Stimme klang tonlos und dumpf, sein Antlitz war noch fahler, noch leichenhafter als gewöhnlich. Er schien sich der großen Niederlage, die er erlitten, und der noch größeren, der er entgegenging, vollkommen bewußt zu sein. Die Nationalversammlung wollte ihn auf gute Art abschütteln, das sagte ihm klar das verhängnißvolle Vorvotum der, die definitive Verfassung berathenden Bureaux. Heute war er dieser Nationalversammlung noch ein nothwendiges Uebel, heute hielt und stützte sie ihn noch um jeden Preis — in drei, vier Monaten, wenn sich Paris vollkommen beruhigt haben würde, konnte er gehen. Hätte man ihn nicht beseitigen wollen, würde man die Wahl durch das allgemeine Stimmrecht mit so eclatanter Majorität in Vorschlag gebracht haben? Es war sonnenklar — die Nationalversammlung wollte das Odium, ihn, der heute noch eine absolute Nothwendigkeit für das zerwühlte Frankreich war, abzudanken, von sich abwälzen und ganz Frankreich zuschieben.

Cavaignac verharrte einen Augenblick in dumpfes Brüten versunken und Marrast, der Pascha und Lordmayor von Paris, wie ihn die Pariser spöt-

tisch nannten, sah den innerlich Kämpfenden voll Theilnahme an.

Jetzt hatte sich dieser aufgerafft und sagte gelassen:

„Gehen wir an die Geschäfte! Wollen Sie nicht wieder den Vorsitz übernehmen, lieber Marrast?"

Marrast verschwand und Cavaignac wollte ihm eben folgen, als man ihm eine Deputation der Pariser Journalisten meldete.

Diese kamen, um sich über die Maßregelungen zu beschweren, denen die Presse in Folge des Belagerungszustandes täglich ausgesetzt war.

„Ich glaube eine Pflicht zu erfüllen," sagte Cavaignac ernst, nachdem er die Vertreter der Presse ruhig angehört hatte, „wenn ich die Zeitungen, deren Angriffe meiner Meinung nach die Republik gefährden, verfolge. Sie, Journalisten, thun Ihre Pflicht, indem sie gegen vermeintliche Angriffe auf die Preßfreiheit und die Rechte des Schriftstellers protestiren. Die Protestation ist eine Handlung, welche Ihnen Ehre macht, und es wäre mir für die Ehre Ihrer Fahne unbegreiflich gewesen, wenn Sie sie unterlassen hätten. Ich erwartete sie!"

Cavaignac hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit erhobener Stimme fort:

„Ich glaube hinlängliche Beweise meines festen Willens gegeben zu haben, keine anderen Interessen als die der gemäßigten und rechtschaffenen Republik vertheidigen und anerkennen zu wollen. Aber wenn ich Louis Blanc und Caussidière verfolge, so soll sich die Reaction ja nicht täuschen und glauben, ich würde mich durch sie bewegen lassen, weiter zu gehen, als ich es für gut erkenne. Mögen sich die Wühler jeder Art mit ihren Worten in Acht nehmen — ich überwache sie und werde sie strenge zu unterdrücken wissen."

Cavaignac entließ die Deputation und begab sich in die Nationalversammlung, wo er seinen Platz neben dem Kriegsminister Lamoricière einnahm.

Er hatte sich kaum niedergelassen, als sich ein von der Rue Poitiers vorgeschobener Strohmann erhob, um den Chef der Regierung zu fragen, wie er, namentlich Angesichts der bevorstehenden Nachwahlen, wo für Paris einerseits die Socialisten Cabet, Raspail und Thorré und andererseits der bekannte Prätendent Louis Napoleon Bonaparte

als Candidaten vorgeschlagen seien, die innere Lage Frankreichs auffasse?"

Cavaignac bestieg unter lautloser Stille die Tribune und sagte in seinem gewöhnlichen kalten und trockenen Tone:

„Ich habe genug Macht in Händen, um jeder inneren Katastrophe die Stirne bieten zu können. Um ihr Vaterland zu retten, haben die Russen Moskau verbrannt — um mein Vaterland zu retten, würde ich keinen Anstand nehmen, die Pariser Vorstädte zu demoliren. Es ist für Alles vorgesorgt. Sie kennen den Tagesbefehl des Generals Changarnier, welcher der Nationalgarde befiehlt, im Falle einer neu ausbrechenden Straßenschlacht nur ihm und den Offizieren seines Generalstabes zu gehorchen. Viele sind, ich weiß es, selbst der Meinung, ich hätte zu viel Gewalt in meinen Händen. Man spricht von Dictatur und nennt mich einen Dictator: mögen alle die, welche diese Worte wiederholen, sich erinnern, daß sich die Stunden meiner Dictatur zusammenzählen lassen. Fühlt sich die Versammlung durch irgend etwas, sei es eine außerordentliche Gewalt, die sie Jemandem anvertraut, sei es der Belagerungs-

zustand, in ihrer freien Berathung gehemmt, so ist es ihr jeden Augenblick unbenommen, die außerordentliche Gewalt einzuschränken oder zurückzunehmen, den Belagerungszustand aber, den sie selbst decretirt hat, aufzuheben. Ich, für meine Person, halte den letzteren für die Consolidirung der Republik noch für nothwendig."

Lebhafter Beifall begleitete und unterbrach an mehreren Stellen diese Auslassung des Ministerpräsidenten, den jedoch diese stürmische Zustimmung der Majorität der Versammlung ebenso kalt und gleichgiltig zu lassen schien, wie das Murren der Linken und des Berges.

Es ließ sich nicht daran zweifeln — der Vertreter der gemäßigten und rechtschaffenen Republik, wie er sich selbst nannte, hatte einen Sieg erfochten — aber er freute ihn nicht — sah er doch die endliche, unvermeidliche, große Niederlage voraus.

Und kaum hatte er sich gesetzt, so ritzten ihn schon wieder empfindliche Nadelstiche.

Er fand auf seinem Pulte eine Reihe von Briefen — die meisten derselben waren anonymen Ursprungs und hatten den Charakter von Droh-

briefen. Hier war es ein Rother, dort ein Anhänger Heinrich's des Fünften, der ihm und der Republik den Untergang zuschwur.

Cavaignac brachten solche Drohungen längst nicht mehr aus der Fassung — mit starrer Miene faltete er die Briefe zusammen und trug sie in sein Cabinet.

Dort erwartete ihn der Polizeipräfekt.

„Nehmen Sie dies einstweilen," sagte Cavaignac, den Präfekten mit einem eisigen Lächeln streifend, „in einer Stunde erwarten Sie mich in meinem Arbeitszimmer im Ministerium!"

Der Präfekt hatte die Drohbriefe kaum durchflogen, als er sagte:

„Ich habe heute von verschiedenen Seiten Anzeigen erhalten, daß man Sie entführen will, General!"

„Auch das noch!" rief Cavaignac gleichmüthig. „Ergreifen Sie Ihre Maßregeln, so gut Sie es vermögen — in einer Stunde erwarte ich Sie!"

„Was nützen meine Maßregeln, wenn ich ihrer Durchführung nicht gewiß bin!" warf der Präfekt ein. „Die Polizei steckt noch voll Caussidière'scher Creaturen — wenn ich Jemandes Verhaftung an-

ordne, bin ich sicher, daß er längst gewarnt und auf und davon ist, ehe ihn meine Häscher fassen können. In meinem Bureau gehen die wichtigsten Akten verloren, Instruktionen, belastende Protokolle verschwinden, ohne daß Jemand weiß, wohin sie gekommen sind — ohne eine großartige Säuberung meiner Umgebung bin ich verrathen und verkauft!"

„Säubern Sie nach Ihrem Gutdünken!" sagte Cavaignac phlegmatisch. „Sie haben unbedingte Vollmacht. Thun Sie Alles, was das Interesse der Republik zu fördern vermag."

Der General begab sich in die Nationalversammlung zurück.

Nachdem er sich niedergelassen, wandte er sich gegen Lamoricière und sagte lebhaft, indem er die Hand des Kriegsministers ergriff:

„Man will mich tödten, entführen, Gott weiß, was man sonst noch mit mir vor hat! Geschehe mit mir, was da wolle, immer wird mein angenehmster Gedanke der sein, daß man sich nicht lange um meinen Nachfolger zu sorgen haben wird! Sie sind mein Erbe, Lamoricière!"

Lamoricière hatte den warmen Händedruck Ca-

vaignac's noch nicht erwiedert, als sich dieser letztere schon wieder auf den Kampfplatz gerufen sah.

Diesmal war es der Volksrepräsentant Napoleon Bonaparte, der Sohn Jerôme's, der an den Ministerpräsidenten die Frage richtete, was er in Italien zu thun gedenke? ob er die Lombardei ohne Schwertstreich den Oesterreichern überlassen wolle? warum die Republik nicht in dem Augenblicke, wo Radetzky in Mailand wieder eingerückt sei, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Carlo Alberto geschlossen habe?

Lautlose Stille hatte im Hause geherrscht, so lange Napoleon gesprochen hatte. Als er endete, brach ein lebhafter Tumult aus, aus welchem die Rufe: „Milan — c'est la Varsovie de la république!“ hervorklangen.

Der Sturm legte sich erst mühsam, als man Cavaignac die Stufen der Tribune emporsteigen sah.

„Ich habe vor Allem zu erwiedern,“ sagte der General mit eisiger Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen, „daß Radetzky in Mailand am sechsten August einzog — Carlo Alberto aber erst am zwanzigsten August durch seinen Gesandten Brig-

nola Sala die französische Republik anerkennen ließ, nachdem selbst die Türkei sie schon anerkannt hatte. Mit einem König, der uns auch nur anzuerkennen zögerte, konnte die Republik doch kein Bündniß schließen. Es ist wahr, die Republik hat sich vor Monaten für die Unabhängigkeit Italiens engagirt. Darum habe ich auch Oesterreich wissen lassen, daß sein Vorrücken gegen Turin von Frankreich als ein casus belli aufgenommen werden würde. In Folge dieser Drohung haben die österreichischen Regimenter Halt gemacht, hat Oesterreich die Vermittlung Frankreichs und Englands angenommen. Ich weiß übrigens, daß man in Frankreich unter gewissen Umständen eines größeren Muthes bedarf, um den Frieden zu vertheidigen, als um zum Kriege zu rathen, doch werde ich es an diesem Muthe nicht fehlen lassen. Wenn ich auch bereit bin, Oesterreich im Nothfalle die Vermittlung auf der Degenspitze anzubieten, so gestehe ich doch unumwunden, daß ich Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur höchst ungern in einen Krieg, zumal mit Oesterreich, verwickelt sehen würde. Ich stimme mit meinem Vorgän-

ger in der Regierung, Herrn von Lamartine, vollkommen überein, wenn er sagt, daß, wer den ersten Kanonenschuß in Europa abfeuern würde, der unglückselige Urheber eines Weltkampfes wäre!"

„Herr von Lamartine hat aber auch gesagt, daß die Vorsehung vom Februar bis zum Juni 1848 das Ministerium des Auswärtigen in Frankreich besser als jeder Sterbliche geleitet hat!" rief Napoleon sarkastisch. „Ich hoffe, daß der gegenwärtige Ministerpräsident die Vorsehung nicht ausschließlich sich mit dem Ministerium des Auswärtigen in Frankreich befassen lassen wird!"

Der Witz des Prinzen rief die Heiterkeit des Hauses wach, welches bereits durch Cavaignac's Aeußerungen in eine gute Stimmung versetzt war. Cavaignac konnte sich wieder siegreich zurückziehen, und er that es mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Er verließ das Haus und fuhr nach seinem Ministerhôtel. Dort erwartete ihn der Chef der Polizei.

„Wie steht's beim Thor Saint-Denys?" fragte Cavaignac.

„Es ist von frühem Morgen von Neugierigen belagert — die Leute lassen es sich nicht aus-

reden, daß Heinrich der Fünfte heute, als am Ludwigstage, in Paris einziehen werde. Sie halten jeden Spaziergänger, der eine weiße Halsbinde trägt, und jedes weibliche Wesen, das ein grünes Band am Hute hat, für einen Anhänger des Wunderkindes und als der Wächter des Denkmals zufällig die zerfetzte Fahne einzog, um sie durch eine neue zu ersetzen, hieß es allgemein, daß jetzt die weiße Fahne aufgezogen werde."

„Das thörichte Volk!" murmelte Cavaignac, seinen Knebelbart glättend. „Ich glaube, daß wir nichts zu besorgen haben — die Mobilen haben die letzte Nacht in den Kleidern geschlafen und sind auch jetzt consignirt. Was sagen Ihre Rapporte?"

Der Präfekt legte statt der Antwort einen Siegelring in die Hände des Generals, der frappirt fragte:

„Welche Bewandtniß hat es mit dem Ringe?"

„Der Marquis von Laiteferrières hat die Aufmerksamkeit meiner Agenten auf sich gezogen. Da mir Verdächtiges über ihn zu Ohren kam, so traf ich Vorsorge, daß er einen zuverlässigen

Begleiter bekam, als er vor acht Tagen nach Bordeaux abreiste!"

„Um sich dort an der Gründung des neuen Königreiches Aquitanien zu betheiligen, das sich von Paris und dem Norden Frankreichs emancipiren und Heinrich den Fünften zum König ausrufen will?" fiel der General dem Präfekten in die Rede, indem er seine Züge zu einem spöttischen Lächeln verzog.

„Bei diesen Leuten, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, ist Alles möglich!" gab der Präfekt achselzuckend zu. Dann fuhr er fort:

„Der Mann, der dem Marquis wie sein Schatten folgte und den enragirten Legitimisten spielte, wußte sich in Laiteferrières Vertrauen einzuschleichen und aus ihm herauszuziehen, daß er besonderes Gewicht auf seinen Siegelring lege, in welchem eine Botschaft stecke. In Bordeaux sorgte mein Agent dafür, daß der Marquis verhaftet wurde — der Ring wurde ihm abgenommen und mir überbracht — ich ließ ihn durch das Mikroskop untersuchen — er enthält eine Mittheilung des legitimistischen Comités von Paris an den Herzog von Bordeaux, welche der Marquis in Bordeaux

in die Hände einer Vertrauensperson legen sollte, die vom Herzog von Bordeaux abgeordnet war, den Ring in Empfang zu nehmen!"

„Was meldet das legitimistische Comité Heinrich dem Fünften?" fragte Cavaignac gespannt.

„Daß man mit Sicherheit auf den General Lamoricière rechnen könne!" erwiederte der Präfekt trocken.

„Auf den General Lamoricière?" stammelte Cavaignac betreten und sah den Polizeipräfekten ungläubig an.

„So steht es mit mikroskopischer Schrift auf dem Ringe, dem freien Auge ganz unsichtbar!"

Cavaignac starrte einen Augenblick fassungslos vor sich hin — dann raffte er sich auf und murmelte:

„Wem soll man glauben? Auch er! Also sind sie alle Heuchler, welche die Republik ersäufen möchten! Auch er! Gibt es denn nicht einen Republikaner mehr in Frankreich?"

Er fuhr sich mit der Hand über das aschfarbige Gesicht und sagte mit einem bitteren Lächeln:

„Lassen wir das — kommen wir zu etwas Anderem! Ich habe die nöthigen Verfügungen

getroffen, daß Raspail und die anderen Gefangenen im Donjon von Vincennes nicht mehr nach Außen hin Signale geben können. Die Schildwachen haben den gemessenen Befehl auf die Gefangenen zu schießen, sobald sich diese dem Fenster nähern sollten — Raspail und Genossen sind davon bereits in Kenntniß gesetzt!"

„Ich habe in dem Hause, mit welchem die Gefangenen durch Signale communicirten, die strengsten Nachsuchungen halten lassen und es befinden sich Papiere in meinen Händen, welche eine Person compromittiren, die jetzt wieder in den Vordergrund tritt!"

„Wen meinen Sie?"

„Louis Napoleon Bonaparte!"

Cavaignac's Augenbrauen zuckten unwillkürlich bei der Nennung dieses Namens.

Der Präfekt fuhr fort:

„Louis Napoleon ist den Umtrieben, welche auf die Befreiung der Gefangenen hinzielen, nicht fremd!"

„Lächerlich! welches Interesse könnte Louis Napoleon an Raspail, Barbès und Blanqui nehmen?"

„Die Männer mögen ihm gleichgiltig sein — aber er hat ein Interesse daran, Paris nicht zur Ruhe kommen zu lassen! Neue Emeuten kämen ihm willkommen und ich habe sichere Anhaltspunkte, daß er durch seinen Anhang dahin arbeitet, den Rothen Waffen in die Hände zu liefern. Uebermorgen soll ein Zug von achthundert Verurtheilten nach Havre abgehen — die Anhänger Bonaparte's haben ihre Anstalten so getroffen, daß die achthundert eine Anzahl Gewehre auf dem Bahnhofe vorfinden."

„Sind die Beweise, die Sie über diesen Versuch, die zur Deportation Verurtheilten zu bewaffnen und zu einer Emeute hinzureißen, in den Händen haben, von der Art, daß man gegen Bonaparte einschreiten könnte?" forschte Cavaignac lebhaft.

„Sie würden genügen, die Nationalversammlung zu bestimmen, Louis Napoleon zu exiliren!" sagte der Präfekt.

Cavaignac blieb einen Augenblick in Gedanken versunken stehen — dann sagte er:

„Nein — nein — wenn ich jetzt gegen Louis Napoleon Bonaparte einschritte, würde man mir den

Vorwurf machen, daß ich die Nachwahlen zur Nationalversammlung beeinflusse — daß ich gegen diesen Bonaparte intriguire, weil ich bestimmt wisse, daß er die Sympathieen der Pariser besitze! Warum ihm eine Wichtigkeit beilegen, die er vielleicht doch nicht hat — warum seine Chancen, am siebzehnten September bei den Pariser Nachwahlen durchzudringen, durch ein über ihn verhängtes Martyrthum erhöhen? Nein, nein, fassen Sie die Gewehre im Bahnhofe ab, beobachten Sie Bonaparte, aber auf Weiteres lassen wir uns nicht ein!"

Cavaignac wollte den Präfekten bereits entlassen, als er sich besann und zögernd fragte:

„Glauben Sie, daß dieser Bonaparte Aussicht hat, am siebzehnten durchzudringen?"

„Der kleine Bourgeois," meinte der Polizeipräfekt achselzuckend, „wird ihm seine Stimme geben — auch die Bannmeile dürfte ihm die ihrigen zuwenden — den Ausschlag wird die Armee von Paris geben. Wohin diese ihre fünfzigtausend Stimmen werfen wird, dorthin wird sich das Zünglein neigen — und da bin ich nicht ohne Besorgniß! Die Armee zehrt immer noch

an Napoleonistischen Reminiscenzen — sie sieht immer noch den Kaiser in jedem Neffen des Kaisers!"

„Mit einem Worte," murmelte Cavaignac düster, „Sie halten es nicht für unmöglich, daß dieser Louis Napoleon hunderttausend Stimmen von den zweimalhunderttausend, die Paris nebst der Bannmeile zählt, bekömmt?"

„Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, daß Paris Louis Napoleon Bonaparte in die Nationalversammlung wählt!"

Cavaignac fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Aber," nahm der Präfekt wieder das Wort, „ist's nicht am Ende besser, er wird gewählt, als Raspail, Barbès oder Blanqui oder sonst einer der Männer aus den Kerkern von Vincennes? Die Candidaten der Bourgeoisie haben doch nur geringe Chancen — Fould allein ausgenommen und auch dieser glaubt nur durchzudringen, wenn er sich zum Schatten Louis Napoleon's macht! Auf den Wahlzetteln, die der Bonapartistische Anhang massenweise ausstreut, figurirt Fould neben Louis Napoleon als zweiter Name. Wer dem letzteren seine Stimme gibt, nimmt auch Fould

mit in den Kauf! Jedenfalls wird Fould mehr Stimmen haben, als Dalessert, der auf den barocken Einfall gerieth, hunderttausend Wahlzettel mit seinem Namen durch den Luftschiffer Green über Paris ausstreuen zu lassen!"

Cavaignac hielt den Präfekten nicht länger zurück — er fühlte das Bedürfniß allein zu sein.

Es war ein heißer Tag für ihn gewesen, ein Tag, der nicht viel des Guten gebracht hatte — trotz manchen scheinbaren Sieges, trotzdem daß es ihm gelungen war, die Wolke, die sich zwischen ihn und die Repräsentanten der Nation gelegt hatte, zu zerstreuen.

Todtmüde warf er sich in einen Fauteuil — nicht um sich einem dolce far niente hinzugeben, sondern um seinen ernsten Gedanken Audienz zu geben.

Die Dämmerung war weit vorgeschritten und der Diener brachte die silbernen Armleuchter herein und zündete die Kerzen an.

Mit dem Lichte kamen auch die Zeitungen.

Der Diener legte die Abendblätter auf den Schreibtisch des Generals und dieser griff mechanisch nach denselben.

Das Erste, was er sah, war sein Name — aber an ungewohnter Stelle.

Er schlug das Blatt auf und las unter steigender Aufregung:

Das Publikum wußte bisher nichts von dem Vater des Generals Cavaignac, als daß er Mitglied des Convents war und als solches für den Tod Ludwig's des Sechszehnten votirte. Seitdem aber der General Cavaignac auf der Rednerbühne Gelegenheit zu der feierlichen Erklärung nahm, er sei stolz und glücklich, der Sohn eines solchen Mannes zu sein, hat sich die Neugierde aufgemacht, um in den uns überkommenen Zeugnissen der Zeitgenossen nachzuforschen, ob und inwiefern der Chef des französischen Gouvernements berechtigt ist, unaufgefordert den Namen seines Vaters mit Glück und Stolz auszusprechen. Und da hat man denn mit Ueberraschung erfahren, daß es der Volksrepräsentant Cavaignac war, der die Schande des schauderhaften Verbrechens trägt, welches an der Mademoiselle de Labarrère verübt wurde. Cavaignac, der zur Zeit der Schreckensherrschaft als Commissär das Departement des Landes, von einer Guillotine begleitet, durchzog,

hatte in Dax den Vater der Demoiselle de Labarrère, der aristokratischer Grundsätze verdächtig war, einkerkern lassen. Die Tochter, ein junges Mädchen von seltener Schönheit, warf sich dem Conventsmitgliede Cavaignac zu Füßen, ihn um Schonung ihres Vaters anflehend. Cavaignac setzt die Ehre der Tochter zum Preise. Diese opfert sich, um den Vater zu retten; aber vergebens, der Vater wird dennoch hingerichtet, und Niemand hat erfahren, was aus dem Mädchen, das wenige Tage nach der an ihr verübten Schandthat aus Dax verschwand, geworden ist. Man hat späterhin dieses Verbrechen dem Conventsmitgliede Pinot zur Last legen wollen, aber, so heißt es in der „Biographie universelle", wir haben Erkundigungen bei der Familie Labarrère in Dax eingezogen, die keinen Zweifel an der Schuld Cavaignac's erlauben. Letzterer hat sich übrigens während seiner ganzen politischen Laufbahn durch seine Grausamkeit bemerklich gemacht, selbst in einer Zeit, in der die Unthaten an der Tagesordnung waren. So ersieht man unter Anderem aus dem Moniteur vom 11. Februar 1793, daß Cavaignac es ebenfalls war, auf dessen An-

trag die achtzehn Mädchen aus Verdun, welche auf einem den preußischen Offizieren gegebenen Balle getanzt hatten, auf's Blutgerüst geschickt wurden. Von Verdun eilte Cavaignac nach der Bretagne und der Vendée. Wie er in diesen Provinzen hauste, lebt noch in der Erinnerung der dortigen Bevölkerung. In seinen eigenen Berichten an den Convent zeichnet er sich überhaupt am besten selbst. So schreibt er am 6. Germinal des Jahres II., von einer ambulirenden Commission sprechend, die ihn auf seiner Rundreise begleitete: „Der Patriotismus dieses Tribunals ist uns die sicherste Gewähr, daß die Köpfe aller hiesigen Aristokraten nach und nach auf dem Schaffote fallen werden."

Cavaignac war während der Lectüre todtenbleich geworden.

Das Papier war ihm wiederholt entfallen und er mußte es immer wieder von Neuem aufraffen.

Er zitterte am ganzen Körper und fühlte sich von einer Schwäche angewandelt, die vielleicht in eine Ohnmacht übergegangen wäre, wenn er sich nicht aufgerafft und das Fenster aufgerissen hätte.

Die frische Luft, die seine Stirn bestrich, gab ihm die Besinnung wieder.

Er schleppte sich zu dem Lehnstuhle und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

Regungslos, mit marmornem Gesichte saß er eine Stunde da, unfähig seine Gedanken zu ordnen, unfähig sich aufzurichten.

So fand ihn, ein Bild völliger trostloser Zerstörung, sein präsumtiver Schwiegervater, der Gasdirektor Dubochet, der zeitweilig in später Abendstunde in seinem Cabinet vorsprach, um den in Arbeiten vergrabenen Mann seinen Sorgen zu entführen und ihn zu zwingen, in einen heiteren Familienkreis einzutreten.

Dubochet erschrak über das Aussehen seines zukünftigen Schwiegersohnes.

„Was fehlt Ihnen?" rief er besorgt, „was ist Ihnen zugestoßen, lieber Cavaignac? was haben Sie?"

Cavaignac deutete statt aller Antwort auf die Zeitung, die seinen Händen entfallen war und auf dem Teppich lag.

Dubochet raffte das Blatt auf und fand bald die verhängnißvolle Stelle.

Cavaignac heftete sein glanzloses Auge auf den Leser und sagte, als er glaubte, daß dieser zu Ende war:

„Das ist Gift — das hat tödtlich getroffen!"

Ein tiefer Schmerz sprach aus dem Tone seiner Stimme, aus dem Zucken seiner Lippen.

„Wie kann Sie eine so schmähliche Verleumdung so sehr angreifen!" rief Dubochet.

„Und wenn ich die Verleumdung auch zur Genüge widerlegen könnte," murmelte Cavaignac mit einem herben Lächeln, „es bleibt doch etwas davon haften — wie von jeder Verleumdung!"

Dubochet wollte fortfahren, Cavaignac, der wie eine Leiche aussah, zu trösten — aber der General winkte ihm zu schweigen, starrte eine Weile in stummem Brüten vor sich hin und sagte dann aus schmerzlich aufgewühlter Seele:

„Sie arbeiten Alle daran, mich zu Grunde zu richten — mich und mit mir die Republik! Sie fühlen es heraus, daß ich ein echter Republikaner bin — darum dieser erbitterte Kampf auf Tod und Leben, den sie gegen mich führen! Und sie werden siegen — sie werden mich und die Republik stürzen — sie werden, denn ich habe gefehlt!

Ich sehe es jetzt ein, aber es ist zu spät! Ich hätte mich nicht an die leeren Kassen stoßen sollen, ich hätte Assignaten drucken und Krieg führen sollen! Der Krieg hätte den innern Zwistigkeiten ein Ende gemacht, er hätte die Republik befestigt, ihr ihre Erinnerungen, ihre Siege, ihre großen Männer gegeben. Der Krieg hätte Republikaner aus der Erde gestampft — so bin ich der letzte Republikaner und ich sehe sie über mich zur Tagesordnung hinweggehen!"

Tiefes Weh im Herzen verließ Cavaignac sein Cabinet — das Lächeln seiner Braut vermochte ihn heute nicht aufzuheitern.

Sechstes Kapitel.

In der Werkstätte des Prätendenten.

Im Hôtel du Rhin verhandelt Louis Napoleon mit seinen Vertrauten Persigny und Laity.

Laity ist soeben erst gekommen und hat die Nachricht gebracht, daß die Nationalversammlung den ersten Paragraph der Verfassung, die Untheilbarkeit der einen und demokratischen Republik Frankreich votirt habe — mit 777 Stimmen, wie er hinzusetzte.

„Die Zahl 777 erinnert an eine Comödie!" sagte Louis Napoleon lächelnd.

„Die zweite Neuigkeit ist," fuhr Laity fort, „daß der Clubb des bewaffneten Mannes von der Polizei gesprengt wurde!"

„Was thut's?" meinte Persigny kaltblütig. „Wir etabliren einen neuen! Wir machen es mit

den Clubbs wie mit den Zeitungen — wir lassen jede Woche eine neue entstehen. Die Polizei sorgt schon dafür, daß keine zu lange lebt und uns zu große Kosten verursacht!“

„Wo werden wir aber am Ende die verantwortlichen Géranten hernehmen?“ warf der Prinz ein.

„Für Geld und gute Worte finden wir immer wieder willfährige Creaturen!“ bemerkte Persigny. „Wir sind nicht sehr wählerisch — der Gérant des „le perdu chêne“ war ein Lampenputzer. Man hat le perdu chêne nach acht Tagen verboten und wir haben l'amer du chêne gegründet. Diesmal haben wir einen Statisten vom Theater der porte St. Martin als Géranten aufgestellt. Es läßt sich voraussehen, daß er, ehe acht Tage vergangen sind, das Schicksal seines Vorgängers, des Lampenputzers, theilen und gleich diesem unter Anklage stehen wird. Ist l'amer du chêne verweht, sehen wir uns um einen neuen Titel um!“

„So gute Titel wie le perdu chêne und l'amer du chêne finden wir doch nicht wieder!“ meinte Louis Napoleon launig. „Alle Welt glaubte, daß der rothdemokratische „le père Du-

chêne“ und sein Zwilling „la mère Duchêne“ wieder von den Todten auferstanden seien!“

„Wir machten in Folge dieser ähnlich klingenden Titel auch acht Tage lang ganz gute Geschäfte, bis der Humbug allgemein bekannt wurde und nicht mehr verfing!“ lachte Persigny.

„Wenn aber die Polizei dahinterkommt, daß wir die rothen Blätter neu in's Leben rufen und subventioniren?“ sagte Louis Napoleon besorgt. „Daß wir die Clubbs organisiren und immer für neue Mittel sorgen, die friedlichen Bürger zu schrecken?“

„Lassen Sie es meine Sorge sein, daß die Polizei nirgends etwas findet, was Sie direkt compromittiren würde!“ beruhigte Persigny den Prinzen.

„Die Taktik, die Sie erfunden haben,“ fuhr der Prinz zu Persigny gewendet fort, „wäre ganz vortrefflich, wenn sie weniger gefährlich wäre! Es war ein genialer Gedanke, auf den Sie da kamen — der Gedanke, Paris nicht zur Ruhe kommen zu lassen, es aus einer kleinen Aufregung in die andere zu jagen, bis es, müde gehetzt, nach einer starken und festen Hand seufzen wird, die

die Dinge zusammenzuhalten vermöchte! Der Bourgeois, der sich auf Cavaignac verlassen zu können glaubte, sieht plötzlich, daß alle Tage ein neuer gefährlicher Clubb ersteht, daß jeder Tag ein neues rothes Blatt bringt, welches das Eigenthum für Diebstahl erklärt und den lieben Gott abschafft. Der Gedanke, daß Cavaignac doch nicht der rechte, der Situation gewachsene Mann sei, frißt sich auf diese Art langsam in die Herzen der Pariser ein, welche inne werden, daß sie noch immer das alte Spiel, wie es den Junitagen vorangegangen, schrecke. Daß sie es jetzt nur mit von uns aufgestellten Popanzen zu thun haben, fällt ihnen nicht ein."

„Die Taktik hat über Erwarten verfangen!" fiel Persigny ein. „Die Pariser legen sich jeden Abend mit dem Gedanken zu Bette, daß, wenn sie am nächsten Tage aufstehen, Paris wieder mit Barrikaden bedeckt sein kann. Dabei arbeitet uns auch der Zufall in die Hände. Paßt es nicht vortrefflich in unsere Karten, wenn ein exaltirter Arbeiter auf Thiers schießt und Mignet's weißen Hut trifft, weil er den in Thiers' Haus tretenden Mignet, der Thiers etwas ähn-

lich sieht, für den letzteren hält? Und die Katzenmusik, welche man Thiers vor seiner Wohnung am Platz St. George bringt — dient sie uns nicht, als ob wir uns die Mühe gegeben hätten, sie zu arrangiren?"

„Wir werden nicht müde, an der Entmuthigung von Paris zu arbeiten," mischte sich Laity in's Gespräch. „Der Polizeipräfekt erzählt in seinen Wochenbulletins diesen guten Parisern, daß sich alle Verhältnisse bessern, daß sich die Zahl der Wohlhabenden, die Pässe nehmen, stetig verringere, daß die Industrie wieder auflebe. Wir kommen darauf gleich mit der Notiz, daß die Handschuhindustrie in Folge der politischen Ereignisse ganz darniederliege und daß seit der Februarrevolution in ganz Paris auch nicht zwei Paar Glacéhandschuhe verkauft worden seien. Wir wärmen den alten Kohl von den siebentausend Gewerbsleuten, Cafétiers, Wirthen auf, welche die Februarrevolution, die Ereignisse des April, Mai und Juni zahlungsunfähig gemacht haben, die ihre Läden schließen müßten, wenn die Gläubiger nicht dreißig, vierzig Procent nehmen und die Kammer diese freundschaftlichen Vergleiche

nicht als gesetzliche Ausgleiche gelten lassen würde. Wir rufen den Parisern zu, daß es, wenn nicht zufällig der piemontesischen Armee die Röcke und Hosen ausgegangen wären, so daß unsere Schneider über Hals und Kopf hunderttausend piemontesische Uniformen zusammenstoppeln müssen, in Paris gar keine Arbeit geben würde!“

„Wir führen den Parisern in eindringlichster Weise die Noth zu Gemüth, der die Hauptstadt Frankreichs anheimgefallen ist!“ löste Persigny Laity in der Schilderung der Operationen ab, die den Zweck hatten, die Gesellschaft in einem Zustande fortwährender Beunruhigung zu erhalten. „Ich habe gestern einem Pianisten, der klagte, daß die Kunst in dem heutigen Paris betteln gehe, den guten Rath gegeben, sein Instrument auf den Carousselplatz heruntertragen zu lassen und dort unter freiem Himmel ein Straßenconcert zu geben. Der gute Mann ging auf den barocken Gedanken ein und sammelte ein Heer von Neugierigen um sich, denen er Chopin, Lißt und Beethoven vorspielte. Die Francs flogen ihm zu, er muß eine prächtige Ernte gehalten haben — ich aber trug die Notiz von dem Clavier-

spieler auf dem Carousselplatz zu den Redaktionen und heute lesen es die guten Pariser schwarz auf weiß in zehn Journalen, bis zu welcher Höhe die Noth in Folge der allgemeinen Geschäftsstockung gestiegen sei — Künstler ersten Ranges müssen die Salons verlassen und mit ihren Instrumenten auf die Gasse hinabsteigen, um nicht Hungers zu sterben!"

Louis Napoleon lachte über Persigny's originelles Manöver, die Pariser an das après nous le déluge glauben zu machen.

Persigny weidete sich an dem Beifalle, den sein Gedanke bei dem Prinzen fand und fuhr dann fort:

„Als ich heute bei einem Hôtel vorüberging, sah ich dort weit über hundert zerlumpte Leute, mit Töpfen in den Händen, stehen. Es waren Bettler und Bettlerinnen, welche die Suppenvertheilung abwarteten, die in diesem Hôtel wöchentlich einmal vorgenommen wird. Ich ließ die Leute ihre Suppen verschlingen, und fragte sie dann, ob sie fünf Sous per Kopf verdienen wollten. Und als sie unisono Ja heulten, machte ich ihnen den Vorschlag, en masse vor die nahe

Caserne der Dragoner am Quai d'Orsai zu ziehen und dort ein Geheul anzuheben, als ob sie hungrig zum Sterben wären und einen Bissen Brod als eine Himmelsgabe betrachteten. Die sichere Aussicht auf die fünf Sous begeisterte die Leute, sie gingen auf die Idee ein, zogen heulend zu der Caserne und schrieen und flehten dort so lange, bis ihnen die Soldaten einige Dutzend Brodlaibe aus den Fenstern zuwarfen — morgen werden wir den Parisern mit saftigen Farben schildern, daß in Folge der in bedenklicher Weise steigenden Noth und Arbeitslosigkeit täglich tausend arme, beschäftigungslose Familien die Casernen belagern, die Luft mit ihrem Klagegeheul erfüllen und um einige Bissen Brod bitten!"

„Vergessen Sie auch nicht, den Parisern täglich zu wiederholen," fiel Louis Napoleon seinem Werkzeuge in's Wort, „daß Cavaignac kein Geld habe, um Krieg zu führen, um für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens einzustehen — daß aber nichts desto weniger Geld genug in den Kassen sei, um täglich zwölftausend Juniinsurgenten zu füttern und neunhundert Volksrepräsentanten zehn Francs täglicher Diäten zu geben!

Wenn man die achtzehntausend Francs, welche die Erhaltung der Insurgenten täglich kostet und jene siebenundzwanzigtausend, welche die Repräsentanten täglich verschlingen, zusammenthäte, so könnte man zehn Regimenter mobil machen und zu Carlo Alberto stoßen lassen! Sagen Sie auch ohne müde zu werden, daß die ruhmloseste und wohlfeilste Politik die der Nichtintervention ist — wenn man die Völker sich verbluten läßt und Gewehr im Arm zusieht, wenn man Andere Weltgeschichte machen läßt und selbst Abstinenz übt und sich zu der sekundären, demüthigenden Rolle eines passiven Zuschauers degradirt! Sagen Sie, daß es Frankreich in seinen ruhmreichen Perioden liebte, an der Spitze der Völker zu marschiren und überall da sein Wort und sein Schwert in die Wagschale zu werfen, wo große Interessen auf dem Spiele standen — daß es nur dann zurücktrat und müßig zusah, wenn es unter dem bleiernen Drucke momentaner Erschöpfung und Erniedrigung seufzte! Malen Sie die ganze Kleinlichkeit und Verwerflichkeit der engherzigen, ängstlichen und sparsamen auswärtigen Politik, wie sie zuerst Lamartine und nach ihm Cavaignac

übte. Und während sie in einem Leitartikel eines der uns ergebenen Blätter diese Politik der Republik brandmarken, will ich in einem bescheidenen Winkel desselben Blattes, wie zufällig, die Franzosen daran erinnern, daß ich da bin — ich werde in einem offenen Briefe an einen Freund, etwa an den Obersten Pyat, erklären, daß ich jetzt bereit wäre, anzunehmen, wenn ich in die Nationalversammlung gewählt werden sollte!"

„Ihre vorgestrige Erklärung in allen Pariser Journalen hat eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht!" sagte Persigny. „Paris beschäftigt sich nur mit Ihnen und Ihrer Candidatur, seit Sie förmlich erklärt haben, daß Sie als Candidat für die Pariser Nachtragswahlen auftreten. Es hat einen sehr guten Eindruck gemacht, daß Sie sagten, Sie hätten, wiederholt in verschiedenen Departements mit immenser Majorität gewählt, immer Ihre Demission gegeben, so lange Sie Ihre Anwesenheit in der Nationalversammlung für gefährlich hielten — jetzt aber, wo die Ordnung hergestellt und die Regierung stark sei, sähen Sie kein Hinderniß Ihrer Wahl mehr!"

„Damit neben dem Lichte auch der Schatten

nicht fehle," meinte Laity, „habe ich dafür gesorgt, daß Sie in einigen Journalen hart angegriffen werden. Das schadet nicht und macht von sich reden — wenn Sie heute die „Reform" zur Hand nehmen, werden Sie finden, daß sie die Regierung auffordert, eine Maßregel für das öffentliche Wohl zu vollziehen, in dem sie gegen Louis Napoleon Bonaparte einen momentanen Verbannungsbefehl erlasse!"

„Ich habe," stimmte Persigny der Taktik Laity's zu, „einen ehrsamen Schuster engagirt, der Sie täglich in umfangreichen Inseraten leidenschaftlich angreift. Wenn man diese Angriffe liest, so kommt man auf den Gedanken, daß der Teufel neben Louis Napoleon Bonaparte ein schneeweißer, kindlich frommer Mann sei! Je derber die Angriffe sind, desto weniger schaden sie — die Welt weiß, daß sie von einem ehrenwerthen Schuster herrühren, und das genügt vollkommen, um sie zu richten. Aber diese schusterlichen Invektiven geben Ihren Freunden Veranlassung, für Sie in die Schranken zu treten, Sie herauszustreichen, Sie indirekt, dem ängstlichen, verrückten Schuster zum Trotz, als die letzte Hoffnung Frankreichs hinzustellen!"

„Ich bin damit zufrieden!“ sagte Louis. „Was haben wir von der Armee zu hoffen?“

„Die Agitation ist in voller Thätigkeit,“ sagte Persigny, „wer unter dem Kaiser einen Degen geführt oder ein Gewehr getragen hat, arbeitet, wirkt, spricht, handelt für Sie. Sie können auf wenigstens zwei Dritttheile der Stimmen der Armee von Paris rechnen. Die viertausend Invaliden werden wie ein Mann für Sie stimmen! Wir haben Herrn Achille Fould so unwiderleglich bewiesen, daß Sie gewählt werden würden und daß er selbst nur dann Aussicht habe, gegen Blanqui oder Thorré durchzudringen, wenn er sich von Ihnen in's Schlepptau nehmen lasse, daß er sich bereit erklärte, es sich etwas kosten zu lassen, wenn wir ihn mit auf die Wahlzettel setzten, die Sie als Candidaten empfehlen.“

„Sie sind ein vortrefflicher Faiseur!“ lachte Louis Napoleon. „Es ist ein Meisterstreich, Jemandem, dem wir ohnehin schon eine Masse Geld schuldig sind, noch ein Sümmchen auf gute Manier abzunehmen. Was hat Herr Achille daran gewagt, um als mein Wahlzettelzwilling zu figuriren?“

„Er hat mir eine Anweisung auf sechzigtausend Francs ausgestellt — zahlbar nach Sicht bei seiner Kasse. Hier ist sie!"

Der Prinz schmunzelte unwillkürlich, als er den Bon sah, nahm ihn jedoch nicht aus Persigny's Hand, sondern sagte mit einer abwehrenden Handbewegung:

„Ein Wahlmanöver hat uns das Geld zugeführt — wir wollen nicht so prüde sein, es zurückzuweisen, aber wir wollen es auch im Geiste des Gebers verwenden, um die Wahlagitation damit in vollem Schwunge zu erhalten. Verfahren Sie damit nach Gutdünken, Fialin! Noch Eines — was sagen die Arbeiter zu meiner Candidatur?"

„Um sie zu gewinnen, führe ich das Wort Amnestie unausgesetzt im Munde! Ich erkläre, daß, wenn Sie in die Nationalversammlung gewählt würden, die Insurgenten an Ihnen einen warmen Fürsprecher haben dürften!"

„Gehen Sie in diesem heiklen Punkte nicht zu weit!" mahnte der Prinz besorgt. „Wir könnten da leicht etwas versprechen, was wir nicht halten könnten! Ich würde mich schlecht bei der Bourgeosie empfehlen, wenn sie mir im Ernste die Ab-

sicht zumuthete', zehntausend verwegene, erbitterte Leute, die jetzt unschädlich gemacht sind, mit einem Schlage wieder auf das Pflaster von Paris zu werfen! Seien wir froh, daß wir tabula rasa vorfinden, daß uns ein Anderer die Kastanien aus dem Feuer geholt, und das Odium auf sich genommen hat, diese zehntausend hinter Schloß und Riegel zu setzen!"

„Die Arbeiter gewinnen wir nur, indem wir ihnen eine Amnestie vorgaukeln!" meinte Persigny achselzuckend. „Halten und Versprechen sind zwei verschiedene Dinge. Haben Sie erst die Stimmen dieser Leute, dann können Sie mit ihnen mäkeln und sich hinter die staatliche Nothwendigkeit verschanzen! Ich habe auch noch einen Trumpf ausgespielt, der von Einfluß auf das Gewinnen der ganzen Partie sein kann. Sie erinnern sich vielleicht des Namens Astouin?"

„Astouin? Meinen Sie vielleicht den Marseiller Lastträger und Repräsentanten, der vor einigen Tagen in der Nationalversammlung mit seinem Antrage, daß bei Fallissements zuerst die Arbeiter bezahlt werden mögen, Fiasco machte?"

„Denselben! Ich habe ihn aufgesucht und ihn

über seine Niederlage sehr erbittert gefunden. Er hat unter den Pariser Arbeitern, mit denen er viel verkehrt, einen großen Anhang; er theilte mir mit, daß seine Pariser Collegen von demselben Hasse, von derselben Erbitterung gegen die vornehmen und reichen Bürger in der Nationalversammlung beseelt seien, die überall so feindselig gegen die Arbeiter aufträten! Ich unterrichtete ihn von Ihren wohlwollenden Gesinnungen für die Arbeiter, von dem Umstande, daß Sie namentlich in der von ihm angeregten praktischen Frage mit den Arbeitern sympathisirten und gleich nach Ihrem Eintritte in die Kammer den Antrag auf besondere Berücksichtigung der Arbeiter bei Bankerotten von Neuem aufnehmen würden!"

Louis Napoleon lachte und sagte:

„Wenn ich erst in der Kammer bin, werde ich ganz andere Sachen zu thun haben — aber das thut nichts, ich bin Ihnen doch sehr für Ihre Bearbeitung des Marseiller Lastführers verbunden! Haben Sie ihn breit geschlagen?"

„So ziemlich! Er ist ein gemäßigter Mann, der einsieht, daß die Sache der Arbeiter nichts gewinnt, wenn Raspail gewählt wird — daß ein

Mann von Ihrem Kaliber, mein Prinz, den Arbeitern weit mehr zu nützen vermag als einer jener discreditirten Exaltados, deren Erwählung die Bourgeoisie nur noch mehr erbittern müßte. Astouin wird in den Clubbs für Sie arbeiten!"

„Das geht ja über alle Erwartung!" rief der Prinz zufrieden. „Jetzt muß ich nur noch die Mobilen zu gewinnen suchen. Sie repräsentiren zwanzigtausend Stimmen. Ich werde heute Abend meinen Feldzug gegen sie beginnen!"

„Wo?" forschte Persigny neugierig.

„Wo anders als auf dem Ball Mabille, wo die Mobilen das große Wort führen?" lächelte der Prinz. „Ich werde sie dort bei ihrer schwachen Seite fassen und das wird ihnen mehr schmeicheln, als wenn sie die Damen der Aristokratie zu Tisch laden und in Equipagen abholen lassen, als wenn sie die Buchhändler in goldenen Rahmen in die Schaufenster stellen!"

Louis Napoleon griff nach seinem Hute und gab dadurch auch Persigny und Laity das Signal zum Aufbruche.

„Wollen wir uns bei Mabille ein Rendezvous geben?" fragte er seine Freunde. „Eilf Uhr —

jetzt habe ich einige Besuche zu machen, dann höre ich einen Akt in der Oper an — um eilf Uhr bin ich bei Mabille!"

Die drei trennten sich — der Prinz rief Laity noch einmal zurück und sagte zu ihm:

„Wenn Sie die steigende Noth schildern, so vergessen Sie die 32 Millionen Francs Wechsel nicht, die eingeklagt sind — schildern Sie die Huissiers, wie sie athemlos von Haus zu Haus keuchen, um fällige Wechsel zu protestiren — und daß von den 45,000 Hausbesitzern von Paris 18,000 um Steuernachlaß eingeschritten sind, weil ihre Häuser ganz oder zum Theil leer stehen, das können Sie auch recht grell ausmalen in der Manier Rembrandt's oder Tintoretto's! Auf Wiedersehen!"

Der Prinz ging lachend von dannen.

Sein Weg führte ihn zu einer Freundin — zu Madame Kalergis, der Schwägerin des griechischen Generals Kalergis, der sich im Jahre 1845 in gefährliche Hofintriguen eingelassen hatte, die ihm so über den Kopf gewachsen waren, daß er Athen bei Nacht und Nebel hatte verlassen und nach London flüchten müssen.

In London hatte Louis Napoleon nach der Flucht aus Ham die Bekanntschaft des Griechen gemacht und sich zu demselben auf einen intimen Fuß gestellt.

Kalergis' Häuslichkeit hatte für Louis einen mächtigen Magnet. — Madame Kalergis, die reizende und jugendliche Gemahlin des Bruders des Generals, hatte in des letzteren Hause eine Zufluchtsstätte gegen die leidenschaftliche Eifersucht ihres Gatten gesucht und gefunden.

Zwischen den Eheleuten Kalergis hatte sich die Spannung mit der Zeit bis zur völligen Entfremdung erweitert und der Bruch hatte in einer förmlichen Ehescheidung seinen äußeren Ausdruck gefunden.

Louis Napoleon, auf den die reizende Griechin einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, hatte sich beeilt, aus den ehelichen Differenzen den möglichsten Nutzen zu ziehen.

Er lag oft zu den Füßen der Griechin und die böse Welt sagte, daß er nicht hoffnungslos liebe. Die betreffenden Gerüchte gewannen aber vollends an Consistenz, als Madame Kalergis, kurz nach der Uebersiedlung des Prinzen nach

Paris, das Haus ihres Schwagers und London verließ und sich in Paris niederließ.

Hier konnte sie nicht lange sein, ohne die Augen aller Welt auf sich zu ziehen. Und bald zischelte man sich in die Ohren, daß die Huldigungen Louis Napoleon's der schönen und eroberungssüchtigen Frau nicht genügten und daß sie ihr Auge auf einen Mann geworfen habe, der zwar nicht schön, dafür aber der erste Mann in Frankreich war.

Cavaignac war es, der Madame Kalergis interessirte und der auch seinerseits nicht gleichgiltig gegen die Reize der schönen Griechin blieb.

Er kam oft zu Madame Kalergis und da auch Louis Napoleon seine Besuche bei derselben nicht eingestellt hatte, so war es nur ein Zufall, wenn sich die beiden Nebenbuhler auf politischem Gebiete nicht längst im Boudoir der Frau Kalergis getroffen hatten.

Interessant war es jedenfalls, daß die Nebenbuhler in der Politik auch Nebenbuhler in der Liebe waren.

In der letzten Zeit schien jedoch Cavaignac das Feld räumen zu wollen — sei es, daß die

Liebe der Griechin erloschen war, sei es, daß die Rücksicht für Mademoiselle Dubochet, seine Braut, den General zu einer gewissen Rücksichtnahme zwang.

Er kam nun schon höchst selten zu Madame Kalergis und er wollte überhaupt nie mehr dahin gehen.

Doch mußte er das Verhältniß zu friedlicher Lösung bringen. Um diese zu bewerkstelligen, war er wieder einmal zu der Griechin gegangen und der Zufall wollte es, daß ihm, als er, zufrieden mit der letzten Unterredung, die Treppe hinabstieg, Louis Napoleon in den Wurf kam, der eben Persigny und Laity verlassen hatte.

Die beiden Männer standen einander eine halbe Sekunde lang gegenüber — zwei steingewordene Gestalten, bei denen nur die Augen lebten.

Und diese Augen wurzelten eines in dem anderen.

Haß und Neugierde mischten sich in diesem langen Blicke.

Dann wich einer dem anderen aus.

„Cavaignac war bei Ihnen?“ war Louis Napoleon's erstes Wort, sobald er bei Madame Kalergis eingetreten war.

„Sie haben keine Ursache zur Eifersucht mehr!“ sagte die Griechin lachend, „wir haben uns soeben, einer dem anderen, in bester Form einen Korb gegeben!“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Drei Stunden später befand sich Louis Napoleon auf dem Balle bei Mabille.

Säle und Gärten wimmelten von Mobilen, welche hier noch immer die Löwen des Tages waren.

Das luftige Völklein der Loretten drängte sich an die Junikämpfer heran, hatte nur Augen für sie, schien den Cancan nur für sie zu tanzen; die Dame, die am Arme eines dekorirten Mobilen durch die Gebüsche des in dämmeriges Licht getauchten Gartens dahin rauschte, sah mit Geringschätzung auf die Freundin herab, die ihr begegnete, einen Civilisten am Arme.

Louis Napoleon durchirrte lange die einsamen Gänge des Gartens und als er auf dem tageshell erleuchteten Tanzplatze auftauchte, hatte sich die Kunde, daß er da sei, von Mund zu Mund verpflanzt.

Aller Augen suchten ihn — ein geheimnißvolles Zischeln und Flüstern rauschte durch die Paare, der Fanatismus der Neugierde hatte alle Welt erfaßt — die Mobilen und ihre Tänzerinnen, selbst die ernsten Polizeileute.

Alles drängte nach einem Punkte — das: „dort ist er“ diente als Compaß.

Während ihn tausend Augen suchten und verschlangen, war er, scheinbar unbekümmert um das, was um ihn vorging, an Mademoiselle Victorine, die Marketenderin der Mobilen, herangetreten.

Victorine war kein besonders reizendes Mädchen, aber das Kreuz der Ehrenlegion zierte ihre Brust. Sie war am 24. Juni an der Spitze einer Compagnie Mobilen mit dem Säbel in der Hand die erste auf eine Barrikade losgegangen und hatte die Straßenfestung erstürmt . . . .

Das hatte ihr die Ehrenlegion eingetragen . . .

Victorine war der Abgott der Mobilen . . . .

Louis Napoleon wußte dies und bat sie um einen Tanz.

Sie reichte ihm ihren Arm und beide rasten dahin . .

Hundert Paare wirbelten ihnen nach . . .

Unter den Mobilen aber ging es von Mund zu Mund:

Louis Napoleon hat mit unserer Victorine getanzt . . . .

Die Mobilen wären für den Tänzer fortan durch's Feuer gegangen — bei der Nachwahl am 17. September werden sie wie ein Mann für ihn stimmen . . . .

Er weiß das und verläßt befriedigt den Ball.

Am nächsten Morgen lasen die Pariser wieder einen jener schlau berechneten Briefe des Prinzen, in welchem dieser einem Freunde schrieb, daß er vor Begierde brenne, in die Nationalversammlung einzutreten.

Siebentes Kapitel.

Der Repräsentant Louis Napoleon.

In der Rue Rivoli drängt sich eine ungeheure Menschenmasse — Kopf ragt an Kopf — wie ein Saatfeld, das der Wind peitscht, so wogt die tausendköpfige Menge auf und nieder. Man hört heftige Exclamationen, man hört die Namen Napoleon — Louis Napoleon — Napoleon II. — Napoleon III. —

Und wenn man fragt, was es gibt, so zucken die Leute mit den Achseln und zeigen auf die Caserne, in welcher das sechste Bataillon der Mobilgarde einquartirt ist.

Und forscht man weiter, so flüstern die Leute mit geheimnißvoller Miene, daß sich das sechste Bataillon der Mobilgarde erhoben und Louis Napoleon als Napoleon II. oder III. zum Kaiser

ausgerufen habe. Soeben sei ein Bataillon der Linie vor die Caserne gerückt, um die Mobilen anzugreifen und zur Subordination zurückzuführen.

Während die Menge noch ab- und zufluthet, gestikulirt, schreit und sich in abenteuerlichen Combinationen erschöpft, marschirt eine Truppe heran.

Es ist das sechste Bataillon der Mobilen und es zieht dahin, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Kein Ruf: „es lebe Napoleon II. oder III!“ wird hörbar — die Leute weichen zur Seite und sehen sich verblüfft an.

„Wohin marschirt das Bataillon mit Sack und Pack?“ frägt Einer den Anderen und endlich erhalten die neugierigen Frager eine Antwort, die minder abenteuerlich, aber dafür um so wahrscheinlicher klingt.

Der Kriegsminister hatte in Erfahrung gebracht, daß der Commandant des Bataillons einer jener unternehmenden Anhänger Louis Napoleon's war, welche mit diesem den Aufstand von Boulogne gewagt hatten. Und da unter den Mobilen des Bataillons eine etwas zu laute Bewunderung für den neuen Volksvertreter herrschte, so hatte es Lamoricière für räthlich gehalten, das Bataillon

aus dem Mittelpunkte von Paris zu entfernen und nach Ruel zu verlegen. Weil das Bataillon der Linie, welches die Caserne in der Rue Rivoli beziehen sollte, mit allen Waffen vor derselben aufmarschirt war, als die Mobilen noch in dem Hause waren, so hatte sich das allarmirende Gerücht verbreitet, es sei in der Caserne eine militärische Revolution zu Gunsten Louis Napoleon's ausgebrochen.

Das Gerücht drang bis zu den Ohren des neuen Volksvertreters Louis Napoleon, der heute zum ersten Mal seinen Sitz im Palais Bourbon einnehmen wollte.

Er lächelte, als er es hörte.

„Meine Gegner sorgen selbst dafür, daß ich mit Eclat in die Kammer trete!“ sagte er lächelnd zu Persigny, der ihn begleitete.

„Das ist nicht Alles!“ erwiederte Persigny. „Changarnier hat, sobald das Resultat der Pariser Nachwahlen bekannt geworden, alle Obersten der Nationalgarde zu sich beschieden und sie um die Stimmung ihrer Legionen in Betreff Ihrer Person befragt!“

„Was antworteten die Obersten?“ fragte Louis gespannt.

„Daß dem Staate von dieser Seite her auch nicht die geringste Gefahr drohe!“ versetzte Persigny trocken.

Die beiden Männer sahen einander an und hatten Mühe, das Lachen niederzukämpfen. Es ging ihnen wie den römischen Auguren, wenn sie sich begegneten.

„So ist's recht!“ sagte Louis zufrieden. „Wenn man mich nicht schon für unbedeutend hielte, man müßte es unter die Leute bringen, wie unbedeutend ich sei! Das beruhigt alle jene, die sich für große Männer halten. Man muß diese Größen in den Wahn einwiegen, daß sie von mir nichts zu fürchten haben!“

Wie die Beiden weitergingen, hörten sie einen Ausrufer schreien:

„Das Journal de Louis Napoleon, seine Ankunft in Paris und sein Eintritt in die Kammer — fünf Sous!“

Wieder begegneten sich die Blicke der beiden Männer.

„Morgen wird die Polizei das Flugblatt confisciren!“ meinte Persigny trocken. „Aber es wird bis dahin seine Schuldigkeit gethan haben!“

„Sie sagten mir nichts von dem Flugblatte!“ warf der Prinz bedenklich ein. „Ich hoffe es läuft nicht auf dieselbe Pointe heraus, wie jenes Placat in Moneteau, das die Polizei von den Ecken riß?“

„Die Flugschrift erinnert die Franzosen in der That auch daran, daß sie sich, nachdem sie von Neuem die Tyrannei verjagt haben, die sie im Jahre 1830 betrog, von einer Tyrannei täuschen lassen, die noch viel heuchlerischer ist. Statt eines Königs, der sie aussog, räsonnirt das Flugblatt, haben wir deren mehrere, die sich auf unsere Kosten mästen. Laßt uns, ruft das Blatt, den Mann fest in's Auge fassen, der für uns paßt, der unsere Ketten sprengen wird — er heißt Louis Napoleon Bonaparte!“

„Ich fürchte, Fialin, Sie verwickeln mich durch Ihren übertriebenen Eifer in Unannehmlichkeiten!“ murmelte der Prinz, die Stirne faltend. „Man wird bald dahinter kommen, daß Sie hinter dem Flugblatte stecken —“

„Ich!“ unterbrach Persigny den Prinzen mit affektirter Entrüstung. „Bin ich nicht Mitglied des republikanischen Vereins gegen die Wiedereinführung der Monarchie? Schlägt diese Mit-

gliedschaft nicht jeden Verdacht nieder, daß ich gegen die Republik conspirire?"

Louis Napoleon mußte unwillkürlich lachen.

Er war beim Palais Bourbon angekommen und verabschiedete sich von Persigny.

Im nächsten Augenblick sollte er in die Versammlung eintreten, zu deren Mitgliede ihn vor acht Tagen die 140,000 Stimmen gemacht, die bei der Nachwahl in Paris auf ihn gefallen waren.

Er fühlte eine gewisse Beklommenheit — er dachte an den Tag, wo er in demselben Palais in einem versteckten Winkel der Gallerie gesessen und zugehört hatte, wie man über den Antrag auf seine Ausschließung vom Gebiete der Republik debattirte . . .

Heute war der Mann, der damals für ihn eingestanden war, selbst ein Flüchtling — Louis Blanc lebte im Exil in London. —

Das ging ihm durch den Kopf, als er eintrat.

Er sah die Neunhundert wie in einem Nebel, sein Auge blieb auf Cavaignac haften, der eben auf der Tribune stand und den Belagerungszustand vertheidigte.

„Ich will weder die Montalembert's noch die Ledru Rollin's" hörte er Cavaignac, sein Glaubensbekenntniß gleichsam in zwei Schlagworte zusammenfassend und den Legitimisten und den Rothen den Krieg erklärend, sagen, „und darum bin ich heute noch für den Belagerungszustand." —

Cavaignac wollte, wie es schien, noch etwas sagen, aber er verstummte plötzlich.

Er hatte Louis Napoleon eintreten gesehen und diese unerwartete Erscheinung hatte ihn ganz aus der Fassung gebracht.

Jetzt hatten auch Andere Louis Napoleon erblickt und erkannt — es entstand eine große Aufregung im Saale und auf den Gallerieen.

Von allen Seiten wurden Operngucker und Lorgnetten auf den Eintretenden gerichtet, ja man deutete mit Fingern auf ihn.

Bleich und beklommen durchschritt der Mann, der da wußte, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren, den Saal, schritt zuerst den Berg hinan, um seinen Vettern Napoleon und Peter die Hand zu drücken und stieg dann wieder hinab auf die Bänke der Linken, wo er neben Vieillard, seinem alten, treuen Freunde und Anhänger, Platz nahm.

Louis Napoleon hatte sich kaum gesetzt, die Aufregung sich kaum gelegt, als der Berichterstatter des neunten Bureaus sich erhob und erklärte, daß die Wahl Louis Napoleon's in Paris in gesetzlicher Weise vor sich gegangen und daher giltig sei, daß jedoch das Bureau einstweilen nur seine provisorische Zulassung beantrage, bis er Ausweise über sein Alter und seine Nationalität beigebracht.

Gegen diesen beschränkenden Zusatz gab sich allgemeines Misfallen kund, Vivien bestieg die Tribune und beantragte die unbedingte Zulassung des Bürgers Louis Napoleon Bonaparte.

Die Neunhundert erhoben sich für diese unbedingte Zulassung und der Präsident Marrast proclamirte den Bürger Louis Napoleon Bonaparte als Repräsentanten.

Louis Napoleon erhob sich und ging auf die Tribune zu.

Tiefe Stille lagerte sich über die Versammlung.

Der Prinz fühlte, daß er etwas sagen mußte, er war darauf vorbereitet gewesen zu sprechen — aber wie er jetzt die paar Stufen zur Tribune

hinanstieg, fühlte er sich so verwirrt, daß er etwas darum gegeben hätte, wenn er hätte umkehren und sich ruhig hinsetzen können wie jeder Andere von den Neunhundert, die da in stoischer Ruhe des nächsten Augenblicks gewärtig waren.

Er beneidete in diesem Augenblick den Unbedeutendsten aus diesen Neunhundert um das Recht, schweigen zu dürfen . . . .

Es schnürte ihm die Kehle zusammen, als er auf das Chaos von Köpfen herniedersah — vor seinen Augen bildeten sich dunkle Kreise — Alles tanzte ihm wirr vor den Augen — und doch mußte er sprechen, ob er gleich nicht wußte was, da er das zu Hause Einstudirte vergessen hatte und vergeblich nach Fassung rang.

Endlich begann er zu stottern — zu betheuern, daß alle über ihn ausgestreuten Gerüchte Verleumdungen seien, er betheuerte mit zitternder Stimme, nur das Wohl und die Consolidirung der demokratischen Republik zu wollen — im Sinne dieser Republik wolle er im Vereine mit seinen Collegen arbeiten, um dem Lande Ruhe und Ordnung zu sichern.

Allmählig legte sich seine Aufregung — indem er sich selbst sprechen hörte, fühlte er etwas von jener Fassung und Kaltblütigkeit wiederkehren, die ihn sonst nie zu verlassen pflegte und die in dieser Ausnahmslage eben nur dem drückenden Bewußtsein unterlegen war, daß er zum ersten Male öffentlich sprechen sollte, und das auf einem Boden, den man ihm hartnäckig streitig gemacht und den er sich schrittweise hatte erobern müssen — und das vor Leuten, die an jedes seiner Worte die kritische Sonde anlegen würden, weil sie alle in ihm einen Feind sahen.

Und indem er ruhiger wurde, kam auch eine gewisse Wärme in den Ton seiner Stimme — besonders als er jetzt der Republik seinen lebhaftesten Dank dafür aussprach, daß sie ihm nach dreiunddreißigjähriger Verbannung die Rückkehr in sein geliebtes Vaterland möglich machte. Zum Schlusse schwur er, stets für die Aufrechthaltung der Ordnung und die Begründung und Erweiterung der demokratischen Grundsätze zu leben und bat seine Collegen, ihn mit so vieler Freundschaft aufzunehmen als er für sie fühle.

Seine Rede wurde ohne Unterbrechung ange-

hört — als er geendet hatte, ließ sich ein vereinzeltes: vive la république hören, welches kein Echo fand.

Der Mann, der soeben gesprochen hatte, schien den Neunhundert, nachdem sie ihn gehört hatten, mit einem Male so unbedeutend, daß sie ihn nicht einmal einer Demonstration würdigten, der man hätte nachsagen können, daß sie gegen ihn und seine vermeintlichen Tendenzen gerichtet gewesen wäre.

Oder war dies Schweigen eine Windstille vor dem Sturme?

Fast scheint es so — denn dort drüben erhebt sich in dem Augenblick, wo Louis Napoleon nach seiner Bank zurückkehrt, ein Mann; dieser Mann hat gestern erst im Kreise seiner Gesinnungsgenossen und in seinem Journale Louis Napoleon einen Schneemann genannt, der vor dem ersten Sonnenblick der Wahrheit dahinschmelzen werde und daher nicht zu fürchten sei.

Heute scheint sich dieser Mann vollends vorgenommen zu haben, Louis Napoleon für immer todt zu machen.

Er wird nicht direkt gegen ihn sprechen —

er wird nur über eine Frage, welche eben an der Tagesordnung ist, sprechen.

Der Eintritt Louis Napoleon's in die Kammer hat die Debatte über diese Frage auf eine halbe Stunde unterbrochen.

Jetzt wird sie wieder aufgenommen und Lamartine ist zufällig der Redner, der eben das Wort hat.

Und um das seltsame Spiel des Zufalles voll zu machen, dreht sich die Frage, über welche die Nationalversammlung verhandelt, um die Wahl des Präsidenten der Republik — um den Cardinalpunkt, ob der Präsident durch das allgemeine Stimmrecht gewählt oder durch die Neunhundert ernannt werden solle.

Lamartine beginnt und er hat noch keine Viertelstunde gesprochen, so ist man schon über zweierlei einig: darüber, daß er nie so schön gesprochen und darüber, daß er vornehmlich gegen einen Mann spreche.

„Wo ist in der Republik die Gewalt?“ frägt der Mann mit dem glänzenden Namen, der diese Gewalt selbst durch vier Monate in seiner Hand gehalten; „wo ist ihre Quelle? Entweder bei dem

Volke oder nirgends. So lange die Nationalversammlung, die ein verkleinertes Daguerreotyp des Volkes ist, dieses vollkommen vertritt, ist sie von ihm geachtet, unterstützt, allmächtig. Setzen wir den Fall, die Assemblée büße ihren Einfluß ein, der Präsident, den sie wählt, sei ebenso wenig volksthümlich, wie sieht es dann mit der Macht im Staate aus? Die Assemblée ist nur aus Furcht vor dem Einfluß der politischen Parteien auf den Gedanken gekommen, den Präsidenten in der Kammer zu erwählen. Aber diese gefürchteten Namen werden nie aus der Urne hervorgehen. Nein! Diese gestürzten Geschlechter, die heute auf fremder Erde irren, würden ihre Rückkehr selbst nicht für einen Triumph ansehen, sondern wie eine zweite Abdankung, weil sie gezwungen sein würden, um eine beschränkte, mißtrauisch bewachte Macht für zwei oder drei Jahre zu buhlen. Dies gilt ebensowohl von jenem Vertreter der legitimen Familie, der nur ein König im vollen Sinne des Wortes sein wollen kann, als von jener illegitimen Julidynastie. Aber Euch schrecket noch ein drittes Gespenst, der Name eines Mannes, dessen Name sein Verbrechen,

dessen Größe nur ein Wiederschein ist. Wir, die Pentarchen, glaubten ihm aus Klugheit den Genuß der bürgerlichen Rechte verweigern zu müssen — Ihr habt ihm Rechte, Vaterland und sogar einen Sitz in dieser Kammer verliehen!"

Louis Napoleon saß auf glühenden Kohlen — er fühlte es, wie sich Aller Augen nach seinem Platze, auf ihn richteten.

Er gab sich Mühe, eine möglichst unbefangene Miene anzunehmen — er spielte mit der Scheere und dem Falzmesser, welche beiden Dinge zu den Utensilien eines jeden Repräsentanten gehörten.

Lamartine fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Aber, meine Herren, um Frankreich zu einem achtzehnten Brumaire zu bringen, fehlen dem Manne zwei Dinge: vorausgegangene lange Schreckensjahre und die Schlacht von Marengo!"

Rauschender, nicht enden wollender Beifall unterbrach den Redner — Louis Napoleon fühlte sich vernichtet, so weit Einen eben ein Wort vernichten kann.

Er wagte es kaum aufzublicken, weil er die hämischen Blicke von aller Welt fürchtete, weil er

die Schadenfreude aus jedem Auge blitzen, das Hohnlachen auf jedem Antlitze sah.

Es war ein Labsal für ihn, als nach Lamartine's Rede Schluß der Debatte und die Abstimmung verlangt wurde.

Und diese Abstimmung, die erste, an welcher er theilnehmen sollte, hatte wieder viel Aufregendes für ihn.

Von ihr hing seine Zukunft ab — entschied sich die Kammer für die Wahl des Präsidenten aus ihrer Mitte, so war seinem Ehrgeize und seinen weitgreifenden Plänen ein Riegel vorgeschoben — er war, für die nächste Zeit wenigstens, zur Unthätigkeit verurtheilt, zu einem müßigen Zuschauer herabgedrückt, der, er mochte wollen oder nicht, das laisser passer, laisser aller zu seiner traurigen Devise zu erheben genöthigt war. Die Hände waren ihm dann in dem Augenblick gebunden, wo er hier eingetreten war, denn er hatte auch nicht den Schimmer einer Aussicht, der Mann zu sein, auf den die Kammer ihr Auge werfen, zu dem sie sagen würde: du bist der, an dem ich mein Wohlgefallen habe.

Mit athemloser Spannung verfolgte Louis

Napoleon den Akt der Abstimmung — als die Reihe an ihn kam, seine Stimme abzugeben, sprach er sich weithin vernehmlich für die Wahl des Präsidenten durch die allgemeine Abstimmung aus.

Seine beiden Verwandten stimmten wie er — und wie er stimmten noch sechshundert Andere — Marrast proclamirte, daß mit 602 gegen 252 Stimmen die Wahl des Präsidenten der Republik durch das allgemeine Stimmrecht beschlossen worden sei.

Louis Napoleon athmete tief auf und sah mit einem Male frei um sich — das war ein Sieg, der manche Niederlage aufwog, manches herbe Wort, das er heute hatte stumm hinabwürgen müssen, versüßte — das war in demselben Maße Leben, als das Gegentheil ein Todesurtheil gewesen wäre.

Aber der Triumph sollte nicht lange nachhalten — das Schicksal wollte es, daß er heute noch einmal Spießruthen laufe — der Kelch war noch nicht bis zur Neige geleert.

Ein Abgeordneter erhob sich und brachte den Antrag ein, daß kein Abkömmling jener Familien, welche einst über Frankreich geherrscht haben, zum Präsidenten der Republik gewählt werden könne.

Napoleon, Pierre und Louis Bonaparte fuhren, als sie das Amendement hörten, von ihren Sitzen auf.

Während Napoleon und Peter sich begnügten, dem Antragsteller Thouret giftige Blicke zuzuschleudern, übersah Louis Napoleon rasch die Situation. Er erkannte, was auf dem Spiele stand, er sagte sich, daß dies eigentlich der kritische Augenblick sei, daß die nächste halbe Stunde alles Das wieder verwehen könne, was die letzte Abstimmung gut gemacht . . . und er zitterte von Neuem.

Marrast forderte Thouret auf, sein Amendement zu motiviren.

„Ich will den Prätendenten," begann Thouret, „nicht die Ehre angedeihen lassen, mich mit ihnen zu beschäftigen."

Peter Bonaparte sprang von seinem Sitze in die Höhe, schlug, während sein Antlitz zornglühend war, mit der Scheere auf das Pult und schrie:

„Das ist eine Grobheit!"

Napoleon Bonaparte wandte sich mit der höhnischen Abfertigung gegen Thouret:

„Es liegt den Prätendenten sehr wenig an der

Ehre, ob sich Herr Antony Thouret mit ihnen beschäftigt oder nicht!"

„Sie können mir auf der Tribune antworten!" erwiederte Thouret kaltblütig. „Ich verlange für die Februarrevolution das Recht, nicht gegen die Prätendenten zu wüthen, sondern nur sie von jener hohen Stellung auszuschließen, wo sie so leicht Usurpatoren werden könnten. Man kann nicht zugleich für eine monarchische und für eine republikanische Stellung tauglich sein."

„Der Bürger Pierre Bonaparte hat das Wort!" sagte der Präsident der Nationalversammlung, als Thouret zu Ende war.

„Ich verzichte darauf!" rief Pierre Bonaparte indem er einen beredten, auffordernden Blick auf Louis Napoleon hinüberschweifen ließ.

Louis Napoleon verstand den Blick, aber er blieb sitzen. Er fühlte, daß er eigentlich auf die Tribune eilen und sprechen sollte, aber er war mit sich noch nicht im Reinen über die Worte, die er wählen wollte und er mochte nicht zum zweiten Male in peinlicher Verlegenheit, seiner selbst nicht mächtig, auf der Tribune stehen.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als sein Vetter

Napoleon das Wort ergriff, um, wie er sagte, nicht gegen das Amendement zu sprechen, sondern nur die Kammer zu versichern, daß er froh sei, daß die Verfassungscommission einen so unwürdigen und mißtrauischen Antrag nicht selbst auf das Tapet gebracht habe. Er halte das Amendement für überflüssig und unklug. Wozu ein Verbot in die Verfassung bringen? Das allgemeine Stimmrecht wird gewiß mit Gerechtigkeit entscheiden — wozu das Volk herausfordern?

Als Napoleon Bonaparte die Tribune verließ, schien alle Welt zu erwarten, daß Louis Napoleon auf dieselbe zustürzen werde. Wieder richteten sich hundert Operngucker und Lorgnetten auf die Stelle, wo er saß — aber er zögerte noch immer.

Der Repräsentant Lacaze, der Mitleid mit ihm zu haben und die peinliche Lage, in der er sich befand, zu würdigen schien, bat die Versammlung, darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Betreffende gegenwärtig sei und Rücksichten verdiene.

Man unterbrach den Redner von allen Seiten mit dem Rufe, der Betreffende möge selbst sprechen!

Das ungeduldige: „Er möge selbst sprechen“

tönt Louis Napoleon hundertstimmig in die Ohren — aber er kann sich noch immer nicht entschließen.

Er neigt sich zu seinem Freunde und Nachbar Vieillard, der ihm heftig in's Ohr redet.

Jetzt erhebt er sich und ein „Ah" der Genugthuung entschlüpft hundert Lippen.

Er nähert sich der Tribune und spricht, sichtbar ergriffen, unsicheren Tones folgende Worte:

„Bürger! Ich komme nicht, um gegen das Amendement zu sprechen. Die mir plötzlich wieder verliehenen Bürgerrechte haben mich so sehr belohnt, daß ich weiter keinen Ehrgeiz habe. Auch gegen die Verleumdungen, mit denen man meinen Namen bedeckt, will ich nicht wiederholt Einsprache thun; ich stoße sie ebenso zurück, wie den Beinamen Prätendent, den man mir überall an den Kopf wirft."

Die Rede macht keinen Eindruck.

Während Louis Napoleon seinen Platz aufsucht, nähert sich Lamartine dem Antragsteller Thouret und sagt zu ihm, auf Louis Napoleon's in auffallend deutscher Aussprache hervorgestoßene Worte anspielend:

„Der Mann braucht Sie nicht zu beunruhigen — der hat nichts von einem Franzosen an sich. Die Assemblée wird ihn schwerlich wieder auffordern, die Tribune zu besteigen. Armseliger und linkischer hätte er sich gar nicht benehmen können. Sie haben den unbedeutenden Menschen genöthigt, sich selbst zu vernichten.“

Thouret lächelte geschmeichelt und wandte sich an die Versammlung mit den Worten:

„Ich sehe jetzt selbst ein, daß mein Amendement überflüssig war und nehme es zurück.“

Während Louis Napoleon innerlichst gedemüthigt dasaß, ging die Kammer zu anderen und wichtigeren Paragraphen über.

Wenn er auch erst vor wenigen Stunden zu Persigny gesagt hatte, daß es ihm ganz lieb sei, wenn man ihn für einen unbedeutenden Menschen halte, so verdroß ihn doch die Schlappe, die er erlitten und er tröstete sich eben nur mit dem negativen Erfolge, daß die Kammer das seine Zukunft bedrohende Amendement fallen gelassen.

„Hätten sie mich für gefährlich gehalten,“ sagte er zu sich selbst, „so würden sie mir Riegel und Schranken vorgeschoben haben — es ist ganz

gut so, ich will es hinabschlucken, wie so vieles Andere! Die Zeit der Abrechnung kommt doch!"

Die Sitzung sollte so bewegt enden, als sie angefangen.

Ein Deputirter hatte nur das Erscheinen des Ministers des Innern, Senard, abgewartet, um ihn über ein Bankett von Toulouse zu interpelliren, bei dem Ledru-Rollin vorgesessen hatte und Toaste auf die sociale Republik, auf Marat, Barbès und Blanqui mit Enthusiasmus aufgenommen worden waren, während sich der für die Assemblée keines aufmunternden Beifalles zu rühmen hatte. Der Saal war roth behangen gewesen, das ça ira gesungen worden — nicht einmal die phrygische Mütze auf einer Pike hatte gefehlt. Ledru-Rollin hatte mit dem Bankette seine Rundreise durch Frankreich inaugurirt, bei der er sich den Arbeitern als Candidat für den Präsidentenposten vorstellen wollte.

Der Maire hatte das Bankett erlaubt, ja an ihm theilgenommen — und dies war der Gegenstand der Interpellation.

Der Interpellant wollte nach Briefen und Zeitungen eine ausführliche Beschreibung des

Festes geben, was den Berg in eine ungemessene Wuth versetzte.

Die Männer des Berges stürzten herab und auf den Redner zu — drohend langten geballte Fäuste bis zu diesem hinauf, so daß vier Saaldiener die Stufen der Tribune bewachen mußten.

Gegen diese Gewaltthätigkeiten des Berges erhob sich ein Schrei der Entrüstung auf der rechten Seite des Hauses — auch die Gemäßigten verließen ihre Plätze, und es wäre vielleicht zu unerhörten Scenen gekommen, wenn sich der Präsident nicht bedeckt hätte.

Die Sitzung blieb zehn Minuten unterbrochen, während welcher Zeit sich der Interpellant inmitten seiner Sicherheitsgarde auf der Tribune behauptete.

So oft er reden wollte, zog es wie ein Sturm von Scheltworten und Drohungen den Berg herab.

Den Beschuldigungen gegen die Rothen wurden von diesen Anklagen gegen die Legitimisten entgegengestellt, die Angegriffenen geberdeten sich als Angreifer — da ließ sich endlich der Kriegsminister Lamoricière auf die Tribune drängen.

„Die Republik," sagte er, „hat in Wahrheit nicht blos einen Feind — sie hat deren zwei. Aber für mich und das ganze Ministerium gibt es keinen Unterschied zwischen der rothen und weißen Fahne — wo wir eine andere als die dreifarbige finden, werden wir sie in den Staub werfen und mit Füßen treten. Wir Alle sind bereit, für die einzig mögliche Republik, die gemäßigte, zu sterben!"

Der General war in Uniform, seine rauhe Stimme wurde bei dem Schwure fast weich, er ließ sein feuriges, unerschrockenes Auge über die ganze Versammlung schweifen und legte die eine Hand auf's Herz, die andere auf die Degenkoppel.

In diesem Augenblick boten zwei Männer im Saale ein interessantes Bild.

Um Cavaignac's zusammengekniffene Lippen zuckte ein bitterer, schmerzlicher Zug — was der Mann dachte, ließ sich in die Worte zusammenfassen:

„Der Heuchler! Er führt die Republik nur im Munde — bei der ersten Gelegenheit, ehe der Hahn dreimal gekräht hat, wird er sie verleugnen!"

In dem Gesichte Louis Napoleon's aber war eine tiefe Verachtung zu lesen.

„Die Leute," mochte er sich denken, „die hier Republikaner spielen, wie Schuljungen Soldaten, werden einander gegenseitig auffressen, wenn man sie nicht rechtzeitig auseinander jagt!"

Der Lärm hatte sich kaum gelegt, als sich eine Schreckensnachricht im Saale verbreitete. Bastide, der Minister des Aeußeren, war in seinem Bureau thätlich insultirt worden. Ein Mann, Namens Thouars, den Lamartine im Mai mit einer diplomatischen Sendung nach Italien betraut, hatte Bastide zuerst beschimpft und dann geschlagen, weil ihn dieser, um ihn zu entfernen, einen unwichtigen Posten in Guayaquil angewiesen hatte, worin Thouars eine beleidigende Zurücksetzung fand.

Bastide hatte seine Pistole gezogen — Thouars hatte ihm schriftlich so oft gedroht, daß er den Polizeipräfekten um die Erlaubniß angegangen hatte, stets bewaffnet ausgehen zu dürfen — und hätte den kecken Eindringling niedergeschossen, wenn sich die Wächter nicht desselben bemächtigt hätten.

Auf einen Mann im Saale machte der Vorfall einen besonders peinlichen Eindruck, und dieser Eine war Cavaignac.

Er hatte, nachdem ihm die Nationalversammlung dadurch, daß sie die allgemeine Abstimmung für die Wahl des Präsidenten dekretirt hatte, wieder ein Brett unter den Füßen weggezogen, nur noch zwei Trümpfe auszuspielen . . . .

Der erste war die Aufhebung des Belagerungszustandes, durch welche er die Presse versöhnen und sich eine neue Partei schaffen wollte....

Der zweite war die Amnestie, die ihm die Arbeiter versöhnen konnte . . . .

Aber wie konnte er an die Aufhebung des Belagerungszustandes denken, wenn die Repräsentanten nahe daran waren, im Berathungssaale wie wilde Thiere über einander herzufallen, wenn die Minister in ihren Bureaux von Wüthenden angegriffen wurden . . . .

Bis in den Tod betrübt ging Cavaignac von dannen, als der Präsident die Sitzung aufhob.

Auch Louis Napoleon entfernte sich in gedrückter Stimmung.

Im Vorsaale nahm ihn Peter Bonaparte un-

ter den Arm und fragte ihn: „In welches Comité werden Sie eintreten, mein Bester?"

„In das des öffentlichen Unterrichts!" erwiederte Louis ohne Zögern.

Peter sah ihn befremdet an und bemerkte:

„Das ist ja im Augenblick das nichtssagendste Comité von allen — warum treten Sie nicht in das Comité des Krieges oder in jenes der auswärtigen Angelegenheiten ein?"

„Wenn mir nun im Augenblick daran läge, für einen nichtssagenden Mann zu gelten?" warf Louis ein, seinen Verwandten mit einem leisen Lächeln streifend.

In diesem Augenblicke trat Napoleon zu den Beiden.

„Wollen Sie nicht an dem Feste in den elysäischen Feldern theilnehmen?" fragte er seinen Cousin.

„Was bedeutet das Fest?" forschte Louis.

„Die Arbeiter feiern die Erklärung Frankreichs zur ersten Republik — es würde nicht schaden, wenn Sie hingingen, es könnte Sie unter den Arbeitern populärer machen! Sie werden zwar

viel verrücktes Zeug anhören müssen, denn Pierre Leroux wird in Abwesenheit Ledru-Rollins präsidiren — und Sie kennen den guten Leroux. Er ist untröstlich, daß man der Verfassung nicht seinen Entwurf zu Grunde gelegt hat, der, wie der bescheidene Verfasser sagt, auf das Gesetz des Lebens selbst gestützt ist und mit den Worten anhebt: In Gegenwart und unter Anrufung Gottes, der zugleich einer und drei ist, der den Menschen Verstand, Thätigkeit und Liebe erschaffen hat, weil nach seinem Bilde — und im Namen der Verbindlichkeit, für welche Alle für Einen, Einer für Alle einstehen muß, weil Alle derselben Gattung angehören, dekretirt die Assemblée — was diese Assemblée nach der Idee Pierre Leroux's dekretiren sollte, damit will ich Sie verschonen, lieber Vetter, es genüge Ihnen zu wissen, daß er eine aus drei Kammern bestehende wissenschaftliche Körperschaft als Assemblée an die Spitze des Volkes stellen wollte. In der ersten Kammer sollten Mathematiker, Metaphysiker, Anatomen, Architekten, Literaten, Schauspieler, in der zweiten Physiker, Moralisten, Mediciner, Maler, Dichter, Musiker, in der dritten Chemiker, Na-

tionalökonomen, Bildhauer, Geschichtschreiber, Turner und Handelsleute sitzen."

So wenig sich Louis Napoleon seiner ganzen Stimmung nach zum Lachen aufgelegt fühlen mochte, er mußte doch lächeln zu der Aufzählung seines Cousins, der, das Glas an das Auge gedrückt, ernsthaft neben ihm einherschritt.

Jetzt nahm Napoleon Pierre unter den Arm und entführte ihn Louis.

Dieser war froh, daß man ihn endlich allein ließ mit seinen Gedanken und schritt langsam durch den Hof des Palais Bourbon.

Er mußte eine Gruppe wachthabender Nationalgarden passiren. Die Leute kannten ihn offenbar und schienen nicht von den freundlichsten Gesinnungen für ihn beseelt.

Kaum daß sie zur Seite traten, um ihm Platz zu machen — Einer drängte sich sogar absichtlich vor und rief dann trotzig:

„Nieder mit dem Prätendenten!"

Louis Napoleon war schnell gefaßt.

Er blieb wie erstaunt stehen und sagte mit fester Stimme, indem er frei im Kreise umhersah:

„Es gibt hier keinen Prätendenten, sondern blos einen Repräsentanten!“

Die Nationalgarden wichen beschämt zurück und gaben Raum.

„Sie wollen mich mit Gewalt zu einem Prätendenten machen,“ murmelte Louis Napoleon, als er das Palais Bourbon im Rücken hatte, „es kann ihnen geholfen werden. Wenn man den Wolf ruft, so kommt er!“

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Auf der rechten Seite der elysäischen Felder befand sich damals ein neuer Vergnügungsort der Pariser, eine Schweizerei.

Hierher drängte immer die elegante Welt, die vor lauter Geschäftigkeit nicht dazu kam, die Barrièren zu überschreiten und die freie Natur zu bewundern, um vier respektablen Schweizerkühen ihre Aufwartung zu machen.

Das Gasthaus war ganz so eingerichtet, als ob es auf den Alpen läge, und um die Täuschung noch fühlbarer zu machen, waren auch die Preise daselbst sehr hoch.

Zu dieser Schweizerei hatte sich am Abend des 26. September 1848 eine lärmende Gesellschaft zusammengefunden, lauter Republikaner von rothem Wasser mit beißenden Gebissen ....

Hier stieß man an auf die Republik, welche die Rächerin aller Enterbten aus der großen menschlichen Familie sein soll — hier warf man den Staatsmännern Frankreichs Feigheit und Unentschiedenheit vor, verübelte es ihnen, daß sie die Oesterreicher unter Radetzky in Mailand duldeten; hier rief man, es sei falsch, wenn man behaupte, daß es an Geld fehle, es fehle im Gegentheil nur an Männern, die mit entschlossener Hand das Geld zu finden wüßten ....

Auch Louis Napoleon saß in diesem Kreise ....

Er schien sich als den Mann zu fühlen, der mit entschlossener Hand das Geld zu finden wissen würde ....

Er stieß mit den Arbeitern an auf die demokratische Republik ....

Draußen aber durchstreifte demonstrativ der Kriegsminister Lamoricière mit einem glänzenden

Stabe hoch zu Roß die Straßen von Paris, alle Wachen inspicirend ....

Und im Hôtel Adelaide suchte Cavaignac vergeblich den Schlaf.

Achtes Kapitel.

Bei den drei Farben.

In der Rue S. Nicolas der Vorstadt Saint-Antoine befindet sich ein von Kleinbürgern und Arbeitern stark besuchtes Gasthaus, dessen Wirth auch Fremde beherbergt, die aus der Provinz nach Paris kommen.

Das Haus heißt zu den „drei Farben“ und jeder Bewohner von Saint-Antoine kennt die „drei Farben“. Nicht nur daß in denselben zu allen Zeiten viel politisirt wird, so wird daselbst auch bei außergewöhnlichen Anlässen die Parole ertheilt, nach welcher sich ein guter Theil der besseren Bevölkerung von Saint-Antoine richtet.

Wer kein Mitglied eines Clubbs ist und doch gern eine Richtschnur für sein Handeln hätte, der

spricht bei den „drei Farben" vor und holt sich bei einem Schoppen Wein eine Ueberzeugung, nach welcher er dann stimmt, spricht, handelt, wie es eben der Augenblick erfordert.

Zu gewissen Stunden des Tages sind alle Tische bei den „drei Farben" besetzt und die Unterhaltung, welche wohl von Stammgästen geleitet wird, zu der aber jeder sein Scherflein beitragen kann, ist dann sehr lebhaft, ohne jedoch auszuarten, da der Wirth auf Zucht und Ordnung hält und Ausschreitungen mit Entschiedenheit entgegentritt.

Es ist ein gemäßigteres Publikum, das sich bei den „drei Farben" das Rendezvous zu geben pflegt. Die hochrothen Republikaner finden den anständigen und gemäßigten Ton, der dort herrscht, nicht nach ihrem Geschmacke und der Polizei ist es auch bekannt, daß die eigentlichen Krakehler und Wühler den „drei Farben" aus dem Wege gehen. Darum kann man bei den „drei Farben" ungenirter ein freies Wort sprechen als in mancher Spelunke, in welcher die Rothen aus- und eingehen, denn die Agenten der Polizei befassen sich nicht viel mit den „drei Farben". Sie respek-

tiren sie als eine Art neutralen Bodens, der keine eigentlich gefährlichen Elemente enthält.

An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1848 ging es bei den „drei Farben" ungewöhnlich stürmisch zu. Hunderte von Menschen waren anwesend und besprachen in mitunter aufgeregter Weise die Nachrichten aus Wien, das eben von Windischgrätz belagert wurde.

„Ich hätte diesen Ungarn mehr zugetraut!" sagte ein Bürger unmuthig. „Zuerst haben sie die Wiener zum Aufstande fortgerissen und nun lassen sie sie in der Klemme. Wo ist die ungarische Armee und warum avancirt sie nicht? warum läßt sie Wien ruhig von fünfzigtausend Soldaten einschließen? das erkläre mir Jemand!"

Während der Mann die unthätigen Ungarn angreift, war ein Anderer herangetreten und hatte, unbefangen grüßend, einen leeren Stuhl an dem langen Mitteltische, um den sich die Debatte concentrirte, eingenommen.

Niemand kannte den Mann, aber da er eine Blouse anhatte und sehr anständig aussah, so rückten die Uebrigen willig zusammen, um ihm Platz zu machen.

Einige Minuten später gesellte sich noch ein Mann zu der Gesellschaft.

Auch ihn kannte hier Niemand. Er trug einen Gehrock und hatte den Kopf mit einem Cylinderhute bedeckt, den er tief in die Stirn gedrückt hatte, so daß er die Augen beschattete.

Der neue Ankömmling nahm von dem Erstangekommenen keine Notiz und ließ sich auch ziemlich entfernt von ihm nieder, an einer Stelle, wo eben noch eine Lücke war, in die er sich mit genauer Noth einfügen konnte.

Das Gespräch hatte inzwischen eine Schwenkung von Wien auf Rom gemacht und die Frage wurde lebhaft discutirt, ob der Papst, wenn er vor der Revolution in Rom würde fliehen müssen, sich nach Wien oder Paris wenden, bei Oesterreich oder Frankreich seine Zuflucht suchen würde.

Man war eben übereingekommen, daß, selbst wenn der Papst nach Paris käme, die französische Republik nie handelnd für ihn eintreten dürfe, als ein Soldat eintrat und, indem er ein Glas Wein verlangte, einen Zettel auf den Tisch warf.

„Das hat man heute in der Caserne ausgetheilt!“ sagte der Soldat.

Zehn Hände griffen gleichzeitig nach dem Papierstreifen aus.

Der Glückliche, der ihn erhaschte, las:

„Ludwig Napoleon ein großer Name; Lamartine ein großes Genie; Cavaignac großer Ehrgeiz.“

„Ist das Alles?“ forschte Jemand.

„Es sind jedem Namen noch einige Notizen angehängt,“ bemerkte der Soldat. „Der Ruhm des Napoleonischen Namens ist stark hervorgehoben, Lamartine wird mäßig gelobt, Cavaignac auf's härteste getadelt!“

„Dieser Cavaignac macht ihnen nichts mehr recht!“ warf der Blousenmann hin, der vorhin gekommen war und an dem Tische Platz genommen hatte. „Seit ihn Girardin in seiner „Presse“ so unmäßig angreift, wendet sich Alles von ihm. Die Zettel, die man in den Casernen vertheilt hat, stimmen ganz damit überein, was die „Presse“ heute schreibt: Cavaignac ist die Verkörperung des flauen National, dessen Motto lautet: wasche mir den Pelz, aber mache mir ihn nicht naß; Lamartine ist die Mäßigung; Ledru-Rollin die Einschüchterung; Thiers die Intervention; Bu-

geaud die Willkür; Louis Bonaparte die Zukunft."

„Louis Bonaparte die Zukunft!" murmelte ein Bürger nachdenklich.

„Eine schöne Zukunft!" bemerkte der Blousenmann, der vorhin gesprochen hatte, geringschätzig. „Man weiß, was man davon zu halten hat! Dieser „Monsieur Louis", wie ihn die Reforme so treffend nennt, ist der vertrauteste Freund des Herrn Thiers — er glaubt mit seinem sauberen Compagnon uns in die Tasche stecken zu können!"

„In diesem Punkte scheinen Sie schlecht unterrichtet — verzeihen Sie, daß ich mir erlaube Sie zu unterbrechen!" sagte der Mann, der nach dem Blousenmanne eingetreten war und den hier gleichfalls kein Mensch kannte, mit einer Gelassenheit, die unwillkürlich für ihn einnahm. „In dem Saale, welcher der Kammer als Vorzimmer dient, und vor Eröffnung der Sitzung stets einem Gesellschaftssaale ähnlich sieht, hat sich Thiers gestern in energischen Ausdrücken gegen die Zumuthung erklärt, als läge es in seiner Absicht, den in seinen Augen und in denen der Geschichte unbekannten

Erben des weltberühmten Mannes durch seine Talente zu unterstützen."

„Ich glaube es nicht, daß sich Herr Thiers so geringschätzig über den Herrn Louis ausgesprochen hat!" brauste der Andere heftig auf. „Ich sage, es ist Alles eitel Windbeutelei und wir werden eines Tages erleben, daß die ganze Rue Poitiers eine Schwenkung machen und mit sammt ihrem Commandanten Thiers bei Monsieur Louis antichambriren wird! Ich sehe es schon im Geiste, wie Herr Thiers dem Herrn Louis den Constitutionel demüthigst zu Füßen legt!"

„Ich kann Sie nicht hindern, eine schlechte Meinung von Herrn Thiers zu haben," sagte der Mann im Gehrock ruhig. „Ich denke selbst nicht zum Besten von ihm, denn es verräth einen ungemessenen, auf keiner reellen Grundlage beruhenden Ehrgeiz, wenn man von sich sagen kann: Wenn man einmal selbst Minister haben kann, so schickt es sich nicht, der Minister Anderer zu werden!"

„Wer hat das gesagt?" schrie der Blousenmann mit einer durch nichts gerechtfertigten Heftigkeit.

„Herr Thiers hat es gesagt — natürlich mit

Ihrer Erlaubniß!“ sagte der Andere, der provocirenden Leidenschaftlichkeit des Gegners eine eiserne Kaltblütigkeit entgegensetzend, die ganz geeignet war, bei den unbefangenen Zuhörern zu seinem Vortheile schwer in die Wagschale zu fallen. „Wenn aber Herr Thiers den Ehrgeiz hat, Präsident werden zu wollen, dann kann ich in der That nicht begreifen, warum man dem Bürger Louis Napoleon Bonaparte aus demselben Ehrgeize ein Verbrechen machen will!“

In diesem Augenblick trat ein Colporteur in den Saal, und rief den „Napoleon, représentant du peuple“ aus.

Der Blousenmann erhob sich wüthend und schrie:

„Hinaus mit dem Schandblatte und dem, der es verkauft! Hinaus! Das ist eines jener dreizehn Journale, welche die Agenten des Prinzen mit geborgtem Gelde in den dreizehn hervorragendsten Städten Frankreichs gegründet haben, um für Herrn Louis Propaganda zu machen!“

Der Colporteur des „Napoleon“ hatte, erschreckt durch den barbarischen Empfang, der ihm bei den „drei Farben“ zu Theil geworden war,

das Weite gesucht. Doch waren Stimmen laut geworden, welche sich gegen das leidenschaftliche Benehmen des Blousenmannes erklärten und an dem Wüthen gegen den Colporteur Anstoß nahmen.

Der Bürger, der sich dem Blousenmanne gegenüber zum Vertheidiger Louis Napoleon's aufgeworfen hatte, nahm seinen Vortheil rasch wahr und das Eisen schmiedend, da er es warm fand, sagte er mit jener Ruhe, die ganz geeignet war, Proselyten für seine Ansichten zu werben, zumal ihr die abstoßende Heftigkeit des Gegentheils zur Folie diente:

„Wenn Sie eben bemerkten, daß Louis Napoleon Bonaparte den „Napoleon“ und die übrigen Journale, die in den Provinzen sein Lob verkünden sollen, mit erborgtem Gelde gegründet habe, so sind Sie, verzeihen Sie die Bemerkung, falsch berichtet. Louis Napoleon hat so viel Geld, daß er erst vor einigen Tagen Malmaison, den Witwensitz seiner Großmutter, der Kaiserin Josephine, angekauft hat!“

Ein Ah der Ueberraschung entschlüpfte mancher Lippe — der Bürger Louis Napoleon war bedeutend in den Augen der Leute, die bei den „drei

Farben" ihren Schoppen tranken, gestiegen, seit sie gehört hatten, daß er Malmaison gekauft habe.

„Das ist sehr pietätvoll von dem Bürger Louis Napoleon!" sagte ein alter Mann. „Das könnte mich für ihn einnehmen. Und wenn er eine Herrschaft kaufen kann, so ist er kein hergelaufener Mensch, der sich erst mit unserem Gelde bereichern will, wie es uns die ihm feindlichen Journale täglich vorsagen!"

„Er braucht unser Geld nicht!" versicherte der Mann im Gehrocke mit Bestimmtheit. „Er hat ein ungeheures Privatvermögen — in der englischen Bank allein hat er mehrere Millionen liegen. Ich will nicht so weit gehen, wie so Manche, welche behaupten, daß er den Staat aus seinem Privatvermögen zwei Jahre ganz allein erhalten könnte — aber so viel ist gewiß, daß ihm seine Mittel erlauben würden, die Steuern namhaft zu vermindern, wenn er an's Ruder käme!"

„Eine Verminderung der Steuern?" warf ein Bürger ein; „das läßt sich hören."

„Glauben Sie das nicht!" rief der napoleonfeindliche Blousenmann mit unverhohlener Erbitterung. „Es ist eine ausgemachte Sache, daß alle

Glieder der Familie in schlechten Finanzverhältnissen sind und daß die Fürstin Demidof, eine Cousine Louis Napoleon's, ihre reichen Brillanten bei einem Großhandlungshause für eine Million versetzt hat, um dem Prätendenten zu Geld zu verhelfen. Es ist ebenso ausgemacht, daß dieser selbst dreimalhunderttausend Francs zu jedem Zinssatze hatte aufnehmen und, als er sie nirgends geliehen bekam, mit fünfzigtausend Francs hatte vorlieb nehmen und für die Summe ein Agio von zwanzigtausend zahlen wollen!"

„Wie kann man nur solche von den politischen Feinden des Bürgers Louis Napoleon erfundene Märchen nacherzählen!" bemerkte der Mann im Gehrocke achselzuckend.

„Wollen Sie mich beleidigen?" schrie der Blousenmann aufspringend und dem Gegner einen grimmigen Blick zuschleudernd.

Allgemeines Murren ließ sich hören, der bescheidene Mann im Gehrocke hatte die Sympathien Aller für sich, da sich Jedermann durch das brutale Benehmen des Blousenmannes verletzt fühlte.

„Es fällt mir nicht ein, Ihnen nahe treten zu wollen, indem ich mich eines Bürgers an-

nehme, den Sie ohne Grund schmähen!" sagte der Mann im Gehrocke ruhig.

„Lassen Sie mich in Frieden mit Ihrem Pappschachtelmanne!" schrie der Blousenmann, auf den Tisch schlagend. „Ich finde, daß man ihm noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihn Monsieur Louis nennt — man sollte ihn Hanswurst den Ersten nennen."

Wieder ging ein Murren von Mund zu Mund, man schüttelte die Köpfe und forderte den Blousenmann auf, sich zu mäßigen.

„Ich sage, Hanswurst der Erste wäre der zweckmäßigste Name für den Monsieur Louis!" tobte der Blousenmann, der kirschbraun im Gesichte und für jede vernünftige Vorstellung unzugänglich geworden war. „Ich bin ganz einverstanden mit dem General Lamoricière, der da sagte, daß er den Herrn Louis, wenn er wider Erwarten zum Präsidenten gewählt werden sollte, mit Kanonen begrüßen würde!"

Die Anspielung auf den namentlich in der Vorstadt Saint Antoine ziemlich unpopulären Lamoricière war eine sehr unglücklich gewählte. Sie nahm die Gesellschaft vollends gegen den

Mann ein, der sie gemacht hatte und es wurden allerlei Bemerkungen laut, die für Lamoricière nicht sehr schmeichelhaft klangen.

„Wenn Sie niemand Anderen haben, auf den Sie sich berufen können, als Lamoricière, dann packen Sie ein!“ rief Jemand.

„Das Wunderkind Heinrich der Fünfte würde der Herr Kriegsminister freilich nicht mit Kanonen begrüßen!“ meinte ein Anderer.

„Die Feindschaft Lamoricière's empfiehlt den Bürger Louis Napoleon!“ erklärte ein Dritter.

„Victor Hugo und Dumas,“ bemerkte ein Vierter, „gelten mir zum wenigsten ebenso viel wie Lamoricière, und ich habe gehört, daß jene beiden Männer bei dem Bürger, den Lamoricière mit Kanonen begrüßen möchte, aus- und eingehen!“

„Zahlen, Garçon!“ schrie der Blousenmann. „Ich räume dem Herrn Louis, für den man hier zu schwärmen scheint, das Feld — die Herren scheinen nicht zu wissen, was ein Prätendent ist!“

„Keine Beleidigungen, wenn es Ihnen gefällig ist!“ rief ein Bürger, der bisher einen scheinbar theilnahmslosen Zuhörer abgegeben hatte,

durch das brüske Gebahren des Blousenmannes erbittert. „Wir halten Sie nicht, wenn Sie sich in unserer Gesellschaft nicht behaglich fühlen, aber wir protestiren gegen jede anzügliche Bemerkung."

Der Blousenmann verließ murrend das Lokal, die Tafelrunde noch im letzten Augenblick mit einem Blicke stummer Verachtung bedenkend.

„Das ist einer von den Exaltirten!" bemerkte ein Bürger. „Er möchte den Bürger Louis Napoleon spießen, rädern oder braten — wie's ihm eben am bequemsten wäre. Auf mich machen diese Exaltados immer einen eigenen Eindruck — sie stimmen mich mehr zum Vortheil dessen um, den sie so brutal bekämpfen. Ich denke mir dann immer: Das sind die schlimmsten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. So geht's mir nun auch mit dem Bürger Louis Napoleon. Ich muß gestehen, daß ich bis zu dieser Stunde wenig mit ihm sympathisirt habe — aber wenn ich jetzt, nachdem er hier von einem Menschen, den Niemand von uns kennt, in so unanständiger Weise angegriffen wurde, meine Stimme für oder gegen ihn abzugeben hätte: ich glaube, ich würde für ihn stimmen!"

„Ebenso ergeht es mir!“ rief der Mann im Gehrocke, der in dem Zungenkampfe mit dem Blousenmanne die Partei des Prinzen ergriffen hatte. „Ich bin ein abgesagter Feind aller unmotivirten Verunglimpfungen und trete prinzipiell für denjenigen ein, der leidenschaftlich angegriffen wird und sich nicht vertheidigen kann! Ich muß nun über mich selbst lachen, da ich eigentlich nicht weiß, wie ich dazu kam, für den Bürger Louis Napoleon, der mir eine ganz gleichgiltige Person ist, eine Lanze zu brechen!“

„Sie haben sich sehr maßvoll benommen!“ bemerkte Einer aus der Gesellschaft. „Wir haben Ihnen mit Vergnügen zugehört und sind fast Napoleonisten geworden!“

„Sie machen mich stolz, meine Herren, wenn Sie mich glauben machen, daß es mir gelungen sei, die Ueberzeugungen und Ansichten so achtbarer und unabhängiger Männer irgendwie zu berichtigen!“ lehnte der Mann im Gehrocke das Compliment ab.

Das Gespräch nahm seinen ruhigen Fortgang und der Mann im Gehrocke versäumte keine Gelegenheit, den Bürger Louis Napoleon in ein

günstiges Licht zu stellen, wobei er jedoch immer mit Glück den Schein der Unabhängigkeit wahrte.

Nach und nach verloren sich die Gäste und es blieben nur noch jene zurück, welche fremd in Paris waren und in den „drei Farben" übernachteten.

Der Mann im Gehrocke sah sich schließlich nur zwei Personen gegenüber, an die er nun heranrückte, um mit ihnen ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen.

Im Verlaufe desselben erfuhr er, daß der Eine aus Lyon und bei einem Fabrikhause daselbst bedienstet sei.

„Die Industrie in Lyon liegt wohl jetzt sehr darnieder!" bemerkte der Mann im Gehrocke in theilnehmendem Tone.

„Leider! leider!" seufzte der Lyoner. „Die Fabrikanten haben wenig zu thun und müssen ihre Arbeiter entlassen — seit dem Februar geht es immer mehr bergab. Die Industrie hat bei der Republik nicht gewonnen!"

„Man sollte es fast glauben, wenn es gewiegte Geschäftsleute versichern!" sagte der Mann im Gehrocke. „Nun — vielleicht wird's besser,

wenn erst einmal der Präsident gewählt ist und man wissen wird, woran man ist! Es circuliren ganz seltsame Gerüchte — wenn nur die Hälfte davon wahr wäre, dann hätte namentlich Lyon alle Ursache, sich zu freuen und zu wünschen, daß der Bürger Louis Napoleon für die nächsten vier Jahre an's Ruder käme!"

„Sie erwähnten Lyon's?" drängte der Lyoner. „Was haben Sie gehört? Es würde mich ungemein freuen, wenn ich den Lyonern eine gute Nachricht bringen könnte!"

„Ich habe gehört, daß der Bürger Louis Napoleon sich erklärt habe, der Lyoner Industrie mit fünfzig Millionen unter die Arme zu greifen! Er soll sich geäußert haben, daß es der erste Akt seiner Regierung sein würde, der Stadt den Credit von fünfzig Millionen bei der Kammer zu erwirken und ihr so wieder zu der alten Blüthe zu verhelfen!"

Der Mann im Gehrocke überließ den Lyoner seinem Nachdenken und hörte die Bemerkung dieses letzteren, daß er das Gerücht jedenfalls den Lyonern hinterbringen werde, mit anscheinender Gleichgiltigkeit an.

Dann wandte er sich an die zweite Person, die noch anwesend war, und nachdem er dieselbe ausgeholt und erfahren hatte, daß sie aus der Bretagne sei, warf er hin:

„Ein schönes Land, diese Bretagne! Ich erinnere mich noch immer mit vielem Vergnügen einer Geschäftsreise, die mich diese interessante Provinz kennen lehrte. Wenn ich nicht irre, so haben Sie dort ein Flüßchen, das sich durch einen besonderen Fischreichthum auszeichnet!“

„Die Tarente — ganz richtig!“ bemerkte der Bretagner.

„Ja, ja, die Tarente! Ich höre, daß die Tarente heuer besonders sehr fischhaltig sei — wie schon seit Jahren nicht! Sie werden es vielleicht lächerlich finden, daß ich mich für solche Kleinigkeiten interessire — aber seit ich in der Bretagne war, hat Alles für mich Interesse, was die gute Provinz irgendwie berührt. Und besonders die Tarente! Ich fischte einmal mit einem Geschäftsfreunde an den Ufern der Tarente — aber wir waren damals nicht glücklich! Es war eben ein schlechtes Fischjahr!“

„Da sollten Sie heuer hinauskommen!“ rief

der Bretagner vergnügt. „Heuer bekommen die Fischer die Netze so voll, daß sie sie kaum aus dem Wasser herausziehen können! Seit dem Jahre 1815 hat die Tarente nicht so viele Fische enthalten, wie heuer!“

„Seit 1815 — ei, ei!“ bemerkte der Andere nachdenklich. „Wenn man Fatalist wäre, könnte man etwas dahinter vermuthen — hat im Jahre 1815 nicht noch der Kaiser regiert? Ist es nicht, als ob uns die Natur und der Himmel selbst auf jenes Jahr verwiesen, mit welchem die Größe Frankreichs auseinanderbröckelte?“

„In der That,“ rief der Bretagner, der, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, dem Aberglauben ergeben war, „es ist das ein eigenes Spiel des Zufalls — und nicht genug, daß wir heuer wie im Jahre 1815, vor Fischen nicht aus und ein wissen, so ist es auch dieselbe Gattung wie damals, welche heuer besonders reichlich vorkommt, die Tarente führt zahllose Hechte — ganz so wie im Jahre 1815 als noch der Kaiser auf dem Throne saß! Sollte man nicht glauben, daß das ein Wink von oben sei — daß es in der Absicht des Himmels liege, die Bonaparte'sche Fa-

milie wieder auf den Thron Frankreichs zu heben?"

„Es sieht fast so aus!" bemerkte der Andere lächelnd.

„Die Sache geht mir nicht aus dem Kopfe — wenn ich heimkomme, muß ich meine Landsleute auf die Sache aufmerksam machen!"

„Thun Sie das — womöglich in einer Zeitung, die Sache ist zu interessant und verdiente allgemein gewürdigt zu werden!"

„Wenn unsere Bauern lesen werden, daß die Tarente heuer so viele Hechte führe, wie nie seit dem Jahre 1815, werden sie wie ein Mann für den Neffen des Kaisers stimmen!"

Der Bretagner empfahl sich und auch der Mann im Gehrocke verließ die Kneipe.

Er schien sehr zufrieden mit sich zu sein und begab sich direkt nach der Wohnung des Herrn von Persigny.

Dort traf er im Vorzimmer den Blousenmann, den er bei den drei Farben so lebhaft bekämpft hatte.

Die beiden Männer lachten, als sie einander erblickten, dann reichten und schüttelten sie sich die Hände.

Darauf traten sie in Persigny's Cabinet, wo sie über die Erfolge ihrer Thätigkeit Bericht erstatteten.

Sie verließen Persigny, mit neuen Instruktionen versehen und gingen wieder hin, auf geraden und krummen Wegen, wie es eben die Gelegenheit bot, Propaganda für Louis Napoleon zu machen.

Die Thürklinke aber reichten sie anderen Agenten, die in ähnlicher Richtung wirkten und auch zum Rapport kamen.

Es war eine maulwurfsartige, unermüdliche, den Boden von Frankreich und Paris aufwühlende und lockernde Thätigkeit, welche diese Agenten ausübten und deren Fäden insgesammt im Hôtel du Rhin, und in den Arbeitszimmern Persigny's, Laity's, des Obersten Pyat, Vieillard's, Vaudrey's zusammenliefen.

Neuntes Kapitel.

Va banque!

Louis Napoleon hatte eine ganze Nacht mit Thiers conferirt und war erst gegen fünf Uhr früh erschöpft nach Hause gekommen, wo er den Befehl gegeben hatte, ihn bis neun Uhr schlafen zu lassen.

Als ihn Jeofron um neun Uhr weckte, sagte der Prinz:

„Ich hätte heute gern noch ein, zwei Stunden geschlafen, aber ich darf den Anfang der Sitzung nicht versäumen. Heute wird's einen heißen Tag geben, Jeofron, und ich empfehle Dir, die größtmöglichste Sorgfalt auf meinen Kopf und meine Toilette zu wenden, damit ich keinen Ritter von der traurigen Gestalt spiele. Sie werden heute wieder einmal an mir zausen —

frisire mich also, so gut Du kannst, damit ich den möglichst vortheilhaften Eindruck auf sie mache!"

Louis lächelte, indem er dies sprach und sich den Händen seines treuen Kammerdieners überantwortete.

Der Kellner Georg trat ein und brachte die Zeitungen.

„Was gibt's Neues?" fragte der Prinz, der in guter Laune zu sein schien, was darauf hindeute, daß er mit den Resultaten seiner nächtlichen Unterredung mit Thiers zufrieden war.

„Herr von Lamartine hat von seinem Weinberge bei Macon, wohin er sich zurückgezogen hat, einen offenen Brief an die Franzosen erlassen, in welchem er die Candidatur um die Präsidentschaft halb annimmt, halb ablehnt!" sagte Georg.

„Nicht warm und nicht kalt, das war immer sein Wahlspruch!" murmelte Louis Napoleon lächelnd vor sich hin.

„Ich trete nicht als Candidat für die Präsidentschaft auf, schreibt Herr von Lamartine," las Georg dem Prinzen vor, dem Jeofron eben die Locken brannte; „ich bitte Gott und meine Freunde,

eine meinen Kräften so unangemessene Bürde mir fern zu halten. Aber wenn das Land dennoch mich für dieses Amt bezeichnet, so glaube ich für die Verweigerung desselben kein größeres Recht zu haben, als ich am 24. Februar gegen den Volkswillen hatte, Paris nicht ohne Regierung zu lassen!"

„Herr von Lamartine erinnert mich an den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen!" erlaubte sich Jeofron zu bemerken.

„Fahren Sie fort, Georg, mich auf das Interessanteste in den heutigen Morgenblättern aufmerksam zu machen!" ermuthigte Louis den Kellner, in seinem Berichte fortzufahren. „Mir bleibt heute wenig Zeit zum Lesen übrig und ich möchte doch über die Ereignisse des Tages orientirt sein, ehe ich nach dem Palais Bourbon gehe!"

„Raspail bietet sich den Franzosen aus dem Fort von Vincennes als Candidat an!" fuhr Georg geschmeichelt fort, indem er bei der Nennung der Namen Raspail und Vincennes maliziös lächelte.

„Ein Candidat, der hinter Schloß und Riegel sitzt, scheint mir ziemlich ungefährlich!" lachte der Prinz.

„Und doch glaube ich, daß Raspail einige hunderttausend Stimmen erhalten wird!“ meinte Jeofron.

„Jedenfalls werden die Rothesten unter den Rothen für ihn stimmen, schon weil er in Vincennes ist!“ stimmte Louis Napoleon zu. „Aber was nützen ihm hunderttausend Stimmen — er thäte besser, wenn er für seine Person verzichtete und seine Freunde und Anhänger bäte, für Ledru-Rollin zu stimmen. Dadurch würde Ledru-Rollin zu einer Macht heranwachsen, mit der man rechnen müßte, während jetzt beide, Raspail und Ledru-Rollin, ziemlich ungefährlich sind!“

Louis Napoleon hatte sich den Händen seines Kammerdieners, der mit seinem Kopfe fertig geworden war, entzogen, um einen Blick in den Spiegel zu werfen.

Dann trug er Georg auf, ihm das Frühstück zu besorgen und griff nun selbst nach den Zeitungen.

Die Journale der Provinzen verstimmten ihn, denn sie erklärten, als ob sie von einer feindlichen Seite inspirirt wären, unisono, daß eine Candidatur des Bürgers Louis Napoleon oder wohl

gar die Wahl desselben zum Präsidenten, ein Unglück für das Land wäre.

„Die haben Eile, mich in der Luft zu zerreißen!“ sagte er zu sich selbst. „Ich habe es noch nicht einmal ausgesprochen, daß ich candidire, und sie fallen mich schon an!“

Um seine gute Laune wieder herzustellen, griff er nach dem Constitutionnel.

Er konnte es mit voller Sicherheit thun, denn er wußte, was das Leibjournal des Herrn Thiers heute enthalten würde. Die Unterredung mit Thiers hatte ihm darüber ein Licht aufgesteckt.

Gestern noch hatte Girardin's „Presse“ in Paris allein für ihn gefochten, wenn man von einer Anzahl kleiner, einflußloser Blätter absah.

Gestern noch hatte der Constitutionnel Cavaignac die Stange gehalten, wenngleich schon in ziemlich frostiger Weise — gestern hatte noch Thiers Louis Napoleon verleugnet und jedem, der es hören wollte, gesagt, daß er diesen unbedeutenden Bürger gar nicht kenne.

Heute enthielt dieser Constitutionnel eine Art Manifest, in welchem er sich für den Bürger Louis Napoleon aussprach.

Was ein solches Manifest bedeutete, das wußte jedes Kind in Paris.

Es bedeutete den Uebertritt des ganzen, dreihundertköpfigen Clubbs der Rue Poitiers in Louis Napoleon's Lager — eine Desertion en masse aus Cavaignac's Zelten.

Es bedeutete, daß die Ratten das sinkende Schiff verließen.

Nachdem sich die „Presse“ und der „Constitutionnel“ für den Bürger Louis Napoleon erklärt hatten, hielt von den tonangebenden großen Blättern nur noch der „National“ zu Cavaignac — nachdem die „Rue Poitiers“ mit Sack und Pack, mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschall in Louis Napoleon's Lager übergegangen war, konnte Cavaignac kaum mehr auf vierhundert Getreue unter den neunhundert Volksrepräsentanten zählen.

Was Louis Napoleon heute im Constitutionnel las, ließ ihn die kleinen Nadelstiche der Departementalpresse leicht verwinden und vergessen.

Während der Prinz gelesen und seine Toilette vollends in Ordnung gebracht hatte, war es halb eilf geworden und er war eben im Begriffe, nach der Nationalversammlung zu gehen, als Persigny kam.

„Haben Sie den Brief an Dufaure besorgt?“ fragte ihn Louis gespannt.

Persigny bejahte, setzte jedoch mit besorgter Miene hinzu:

„Wenn Sie das Manöver nicht erfunden hätten, Monseigneur, würde ich sagen, es sei etwas plump! Es heißt doch dem Minister einen Köhlerglauben zutrauen, wenn Sie ihn selbst von Bestrebungen in Kenntniß setzen, die auf die Organisirung einer Emeute hinzielen, die Ihnen zu gut kommen soll!“

Louis nahm die Offenherzigkeit Persigny's nicht übel und sagte in bestimmtem Tone:

„Ich weiß diesmal recht gut, was ich thue! Es handelt sich mir nur um eine Einleitung — um die Nennung meines Namens, ob der Anlaß dieser oder jener ist. Vor einem Monat haben sie mich im Palais Bourbon zum Reden gezwungen, da ich nicht reden wollte — heute will ich reden und das Billet an den Minister, das Ihnen so sehr mißfällt, soll mir den Weg zur Tribune bahnen! Sie haben immer den Teufel an die Wand gemalt und mir das Wort Prätendent in's Ohr geheult — heute sollen sie mich kennen

lernen und erfahren, was ich will — heute will ich ihnen den Prätendenten zeigen!"

Louis Napoleon reichte Persigny die Hand zum Abschiede und ging nach dem Palais Bourbon.

Dort kam er, so sehr er auch eilen mochte, doch schon zu spät an.

Das Gefecht hatte bereits begonnen.

Der Minister Dufaure war, sobald der Präsident die Sitzung für eröffnet erklärt hatte, auf die Tribune geeilt, um den Brief vorzulesen, den er von Louis Napoleon erhalten und in welchem ihn dieser benachrichtigte, daß neue Unruhen in Paris bevorständen.

„Was haben Sie ihm geantwortet?" schrie man von allen Seiten.

„Welche Anmaßung!" riefen die Gegner des Prinzen.

Der Berg stieß einen Schrei der Entrüstung aus, der auch noch auf anderer Seite ein Echo fand — die Blicke von Hunderten richteten sich auf den Platz Louis Napoleon's — der aber war leer.

Unter lautloser Stille nahm Dufaure das Wort.

„Ich sage," bemerkte er mit sarkastischem Lächeln, „Herrn Louis Bonaparte für seine außerordentliche Dienstbeflissenheit öffentlich Dank. Ich habe demselben vor einer halben Stunde geantwortet und der Brief ist soeben an ihn abgegangen. Ich habe ihm geschrieben, daß ich als wohlunterrichteter Minister des Innern das Vergnügen habe, ihm zu versichern, daß seine Bemerkungen ganz und gar grundlos seien und daß er sich überdies der Mühe überheben könne, mir solche Nachrichten zukommen zu lassen, da das Ministerium es als seine Pflicht ansehe, zu jeder Zeit gleich wachsam zu sein!"

„Bravo!" riefen hundert Stimmen.

„Gut geantwortet!" brüllte der Berg.

Napoleon Bonaparte erhob sich, um seinen abwesenden Cousin zu entschuldigen — man ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Clement Thomas, der kampfsüchtige ehemalige Commandant der Nationalgarde rannte auf die Tribune zu und klagte den Abwesenden mit scharfen Worten der Umtriebe an, zu welchen er sich behufs seiner Wahl zum Präsidenten der Republik herbeilasse.

„Aber der Bürger Louis Napoleon hat sich ja noch nicht einmal als Candidat proklamirt!“ rief Napoleon entrüstet. „Es ist ein Gespenst, das Euch schreckt!“

„Und wenn sich der Bürger Louis Napoleon um die Präsidentschaft bewürbe,“ rief Vieillard, „wäre es ein Verbrechen? Kann man einem Menschen das Recht streitig machen, sich um ein Votum zu bewerben?“

„Ihr handelt unklug, indem Ihr Louis Napoleon den Charakter eines Verfolgten gebt!“ versuchte sich Thiers, so gut es der Lärm zuließ, vernehmbar zu machen. „Gelingt es Louis Bonaparte, sich einmal als Verfolgter vor die Franzosen hinzustellen, so ist er auch seiner Wahl gewiß!“

Napoleon wollte den Angreifern seines Cousins noch eine höhnische Bemerkung zuschleudern, aber die Assemblée ließ ihn nicht zu Worte kommen. Zwei Drittheile der Neunhundert führten mit ihren Scheeren und Falzmessern eine Katzenmusik auf, in der jede Bemerkung erstarb.

Marrast setzte seinen Hut auf und erklärte dadurch, daß er sich bedeckte, die Sitzung für unterbrochen.

Napoleon und Clement Thomas verließen den Saal und tauschten draußen Worte aus, die zu einer Herausforderung hätten führen müssen, wenn sich der Repräsentant Molé nicht noch rechtzeitig besänftigend in's Mittel gelegt hätte.

„Sie thun dem Bürger Louis Napoleon Unrecht!" sagte Molé zu Thomas. „Soweit meine Nachrichten über ihn reichen, so hält er sich von aller Oeffentlichkeit fern, bringt seine Abende gemüthlich bei der Rachel oder bei der Sängerin Stolz zu" —

„Lassen Sie sich nicht auslachen!" unterbrach Thomas den Sprecher.

„Und verläßt sich im Uebrigen," fuhr Molé, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „auf die Thorheit der Landleute, die seinen Namen dem tüchtigsten Manne vorziehen!"

„Darin mögen Sie Recht haben!" stimmte Thomas lachend zu.

In diesem Augenblicke wurde Louis Napoleon sichtbar.

Napoleon stürzte auf ihn zu und unterrichtete ihn von den Vorgängen in der Kammer.

„Also bin ich zu spät gekommen?" sagte Louis

Napoleon. „Nun gut — ich will ihnen gleich reinen Wein einschenken."

Louis Napoleon trat in den Saal und ging auf seinen Platz zu, während hundert Stimmen riefen:

„Er ist da — er ist soeben gekommen — dort ist er!"

Louis Napoleon bewahrte seine volle Kaltblütigkeit und wartete ruhig, bis Marrast sein Haupt entblößte.

Dann erbat er sich das Wort, das ihm gewährt wurde.

„Bürger Repräsentanten," begann er, im Anfange etwas zaghaft, „die bedauernswerthe Scene, die soeben in Bezug auf mich stattfand, erlaubt mir nicht, noch länger zu schweigen. Ich bedaure sehr die Nothwendigkeit, nochmals von mir zu sprechen, denn es widert mich an, hier immer von persönlichen Fragen zu sprechen, während wir keinen Augenblick zu verlieren haben, um uns mit den schwierigen Verhältnissen des Landes zu beschäftigen. Ich spreche hier nicht von meinen Gefühlen und Absichten. Ich habe sie bereits kundgegeben und kein Mensch konnte jemals an meinen Worten zweifeln."

Ein lebhaftes Murren der Versammlung unterbrach den Redner — aber bald ließ man ihn weiter sprechen.

„Was mein Betragen in der Kammer anlangt," fuhr er fort, „so gestatte ich — ebenso wenig als ich mir erlaube, einen meiner Collegen über das seinige zur Rede zu stellen — Niemandem das Recht, mich darüber zu interpelliren. Darüber brauche ich blos meinen Wählern Rechenschaft abzulegen. Wessen klagt man mich an? Daß ich eine Candidatur, die in den Gefühlen des Volkes wurzelt und die ich nicht gesucht habe, annehme. Wohlan denn! ja, ich nehme sie an, diese Candidatur, die mich ehrt, ich nehme sie an, weil mehrere auf einander folgende Wahlen und das einstimmige Dekret der Assemblée gegen die Verbannung meiner Familie mich zu dem Glauben berechtigen, daß Frankreich meinen Namen als ein Mittel zur Befestigung der gesellschaftlichen Verhältnisse ansieht."

Der Redner wurde heftig und stürmisch unterbrochen, der Lärm wollte sich lange nicht legen, Louis mußte sich das Wort förmlich erkämpfen.

„Die mich des Ehrgeizes beschuldigen," rief

er mit ungewöhnlich lauter Betonung, „kennen mein Herz nur wenig. Wenn mich nicht eine gebieterische Pflicht hier zurückhielte, wenn die Sympathieen meiner Mitbürger mich nicht über die Heftigkeit einiger Angriffe trösteten, so hätte ich die Zeit meines Exils schon lange zurückgewünscht. Man wünscht, daß ich große Talente gezeigt und die Rednerbühne glänzend eingenommen hätte. Aber es ist nur Wenigen gegeben, ein beredtes Wort dem Dienste gerechter und gesunder Ideen zu weihen. Gibt es nur ein Mittel, seinem Lande zu dienen? Das, dessen das Land am dringendsten bedarf, ist ein dauerndes, verständiges, standhaftes Gouvernement, das mehr darauf denkt, die Uebel der Gesellschaft zu heilen, als sie zu rächen. Man siegt oft durch eine geschickte und kluge Führung der Geschäfte sicherer über Theorieen, die sich weder auf die Erfahrung, noch auf die Vernunft stützen, als durch Bajonnete. Bürger Repräsentanten! Man will, ich weiß es sehr wohl, Steine und Fallstricke auf meinen Weg streuen. Ich werde nicht fallen. Ich werde ohne Unruhe, ohne Zorn den Weg verfolgen, den ich mir vorgezeichnet habe. Stets

werde ich die Ruhe eines Mannes zeigen, der entschlossen ist, seine Pflicht zu thun. Ich will nichts weiter, als die Achtung der Assemblée und aller rechtschaffenen Leute verdienen, und das Vertrauen jenes herrlichen Volkes, das man heute so gering angeschlagen hat!"

Ein hundertstimmiges: Hört! unterbrach den Prinzen und es währte eine Weile, ehe er fortfahren konnte. Er that es mit gehobener Stimme, indem er sagte:

„Ich erkläre allen jenen, welche gegen mich ein System der Herausforderungen in's Werk setzen wollen, daß ich von nun an auf keine ihrer Interpellationen, auf keinen ihrer Angriffe antworten werde. Ich werde allen jenen nicht antworten, die mich zum Reden zwingen wollen, wenn ich es für gut finde zu schweigen. Ich werde unerschütterlich gegen alle Angriffe, gefühllos gegen alle Verleumdungen sein und bleiben!"

Der Eindruck und die Ueberraschung, welche diese offene und stellenweise mit vielem Pathos vorgebrachte Proklamirung der Candidatur Louis Napoleon's auf die Versammlung hervorbrachte,

war bewältigend. — Die Neunhundert saßen einen Augenblick sprachlos da, als ob sie sich die Lage erst klar machen, sich erst orientiren müßten.

Louis Napoleon ging während dieses tiefen Schweigens ruhig seinem Platze zu.

Jetzt aber löste sich der Bann dieses Schweigens und ein Chaos von leidenschaftlichen Rufen brauste durcheinander.

„Da haben wir's!“ hieß es hier.

„Er hat sich entpuppt!“ rief man dort.

„Er hat das Wort Republik nicht ausgesprochen!“

„Jetzt hat er die Güte gehabt uns mitzutheilen, daß er uns in seine Tasche stecken will!“

„Welche Schmach, unter die Herrschaft eines Mannes zu gelangen, der sich selbst kein höheres Verdienst als seinen Namen zuschreiben kann!“

So schwirrte es durcheinander.

Ein Repräsentant schwang sich inmitten des höllischen Lärmens auf die Bühne und rief:

„Wir wollten heute die Verfassung endgiltig feststellen — ich trage darauf an, sie Angesichts der Gefahr, welche die soeben angekündigte Candidatur über Frankreich zu bringen droht, zu

suspendiren — ich trage darauf an, den Präsidenten der Republik nicht am zehnten December zu wählen, sondern diese Wahl auf eine unbestimmte Zeit zu vertagen!“

Der Vorschlag fand hundertstimmige Unterstützung, Molé schloß sich ihm an, man sah die Gesichter der Napoleoniden bleich werden und hundert Deputirte Cavaignac bestürmen.

Die Lage war so, daß wenn Cavaignac in diesem Augenblicke auf die Tribune getreten wäre, um zu erklären, daß er es für gefährlich halte, am zehnten December den Präsidenten zu wählen, seine Worte einen mächtigen Wiederhall gefunden und den Knoten vielleicht durchhauen hätten.

Cavaignac stand sorgenvoll da — er überlegte — jetzt bot sich ihm, wie nie, ein Weg, die Candidatur Louis Napoleon's zu beseitigen — man zwang ihn förmlich, den Weg zu betreten. —

Aber schon hatte er seinen Entschluß gefaßt.

Einer mehr edlen als klugen Anwandlung folgend und vielleicht auch Louis Napoleon's Bedeutung in einem Augenblicke, wo Alles gegen den Prätendenten Fronte zu machen schien, unter-

schätzend, bestieg er die Tribune und sagte unter athemloser Stille der Versammlung und der Gallerieen:

„Ich darf, wo es sich darum handelt, in welche Hände die Macht der Republik gelegt wird, keine Gleichgiltigkeit affektiren, Ihr würdet überdies auch nicht an sie glauben. Aber eben weil ich die Stellung des Präsidenten hoch anschlage, weil sie mir die größte Ehre ist, welcher ein französischer Bürger theilhaftig werden kann, weil ich vor dieser Ehre Achtung fühle, eben deswegen wünsche ich keinen Augenblick länger die Gewalt in Händen zu haben. Meine Herren, ich erkläre laut, es handelt sich hier nicht im Geringsten um Persönlichkeiten. Meiner innersten Ueberzeugung nach handelt es sich blos um das Wohl und um die Zukunft der Republik. Die Entscheidung der Präsidentenwahl länger, als es die Nothwendigkeit mit sich bringt, hinausschieben, heißt die Zukunft, das Bestehen der Republik ernstlich gefährden."

„Er spricht sich um den Hals!" murmelte Thiers schadenfroh.

„Ich nehme meinen Antrag wieder auf!" rief Antony Thouret, „ich stelle von Neuem das

Amendement, daß Mitglieder der Familien, die einmal über Frankreich geherrscht haben, von der Präsidentschaft auszuschließen sind!"

„Wir unterstützen Thouret's Amendement!" schrieen hundert Deputirte unisono.

Cavaignac, der eben die Tribune hinabsteigen wollte, kehrte plötzlich um, um die Versammlung noch einmal anzureden.

Alle Welt war gespannt — noch einmal hofften seine Freunde, er würde das Seil erfassen, das ihm Thouret durch sein Amendement darreichte — aber die Assemblée sollte eine neue Täuschung erleben.

„Bei mehr als einer Gelegenheit," sagte Cavaignac, „hat die Assemblée erklärt, daß sie der Meinung sei, solche einschränkende Bestimmungen seien zwecklos. Nun aber hat sich die Situation gleichsam personificirt — ich kann diesen Punkt nur andeuten, die Versammlung begreift warum — so daß dieses vorgeschlagene Gesetz nicht eine Maßregel der Sicherheit, sondern eine Verfügung zum persönlichen Schutz schiene. Ich erkläre, daß solch ein Gesetz in meinen Augen weder der Würde der Assemblée noch der Frankreichs ange-

messen wäre. Vor sieben oder sechs Monaten hätte diese Maßregel vielleicht natürlich geschienen, jetzt würde man sagen, daß die Assemblée die freie Wahl des Präsidenten beschränken will. Dieses Gesetz wäre ein Fehler, den das Volk gewiß der Kammer vorwerfen würde. Ich halte aber dieses Gesetz nicht blos für schädlich, sondern auch für überflüssig, denn meiner innersten Ueberzeugung nach ist die ganze Einschränkung der Präsidentenwahl überflüssig. Folglich verlange ich die Verwerfung des Amendements. Bürger Repräsentanten! Ich füge noch ein Wort hinzu. So lange ich die öffentlichen Angelegenheiten in meinen Händen habe, belebte mich stets der Wunsch, die wahre Meinung des Landes zu erfahren. Heute ist dieser Gedanke ein heftiges Verlangen geworden, und ich bitte die Assemblée, mir nicht die Gelegenheit zu rauben, es zu stillen!"

„Wenn er sich nur nicht täuscht," rief Molé, als Cavaignac unter stürmischem Beifall die Tribune verließ.

„Er wüthet gegen sich selbst — er begräbt sich selbst!" sagte Thiers zu seinen Freunden, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

„Ich habe nie in ungeschickterer Weise glühende Kohlen auf dem Haupte eines Feindes sammeln gesehen!“ rief Clement Thomas verdrießlich.

Etienne Arrago ging auf Louis Napoleon zu und schleuderte ihm mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Worte ins Gesicht:

„Nie wird ein echter Republikaner für Sie stimmen, weil Sie nach der Monarchie streben!“

Louis Napoleon wandte sich ab ohne zu antworten.

Die Versammlung erhob sich wie ein Mann um Thouret's Amendement abzulehnen.

„Ich trage darauf an, die Verfassung sogleich zum dritten Male zu lesen und definitiv anzunehmen!“ rief ein Deputirter.

„Bravo — Einverstanden!“ stimmten Hunderte zu.

Die dritte Lesung erfolgte — die Constitution ward endgiltig angenommen.

Der Telegraph trug die Nachricht sofort zu den Invaliden und alsbald donnerten deren Kanonen, als ob ein großer Sieg erfochten wäre.

Die Assemblée trennte sich in großer Aufregung.

„Wissen Sie, woran mich diese Schüsse er-

innern?" sagte Louis Napoleon im Hinausgehen zu seinem Vetter Napoleon. „An Niemand Anderen als an Voltaire! Mir fielen die zwei Verse ein, mit denen Voltaire das Lexikon der Akademie eingeleitet hat:

On fait, defait, refait ce bon dictionnaire,
Qui toujours très bien fait, reste toujours
à faire!"

* *
*

Während die Kanonen der Invaliden die neue Verfassung, die so und sovielte, die sich Frankreich gegeben, einläuteten, stand vor dem Correctionstribunal ein Mann, der entschlossen war, dieser neuen Verfassung aus dem Wege zu gehen.

Der Mann war Cabet, der Vater der Icarier, jener Socialisten, welche, in der Voraussetzung, daß das fabelhaft friedliche Leben, das ihnen Cabet verspricht, wenn sie seine Gesetze befolgen, in Europa nicht zu realisiren sei, sich entschlossen haben, nach Südamerika auszuwandern.

Cabet hatte nach der Februarrevolution einen Clubb eröffnet und die Anklage, die gegen ihn eben jetzt verhandelt wird, während die Kanonen donnern, geht dahin, daß man bei ihm am

15. Mai zehn geladene Gewehre, vier Jagdflinten und ein Fäßchen Pulver gefunden habe und zwar erst, nachdem sich die Nationalgarden auf die wiederholte Versicherung, daß keine Waffen im Hause seien, schon hatten zurückziehen wollen.

Cabet beschäftigt bei sich zehn Schreiber und behauptet, von den gefundenen Gewehren gehörten zehn diesen als Nationalgardisten, die andern seien Muster einer neuen Gattung von Gewehren, die er für den von ihm in Südamerika angekauften Landstrich Icarien anfertigen lasse.

Cabet entwickelt seine Lehre vor der Jury — er spricht fließend und mit dem Bewußtsein, seine Lehre sei der neue Welterlöser — aber die Geschworenen sind unglücklicher Weise nicht Icarier, sondern gewöhnliche, nüchterne Franzosen, die ihn zu einem Monat Arrest und sechszehn Francs Geldstrafe verurtheilen — zur höchsten Entrüstung seiner zahlreich versammelten Schüler, die sich im Hofe aufhalten, damit der Saal dem Publikum freistehe, das die Quelle der Weisheit noch nicht rieseln gehört hat.

Als Cabet die Stiege herabkommt, wird er

von allen Seiten umringt und mit großer Ehrfurcht angehört. Er sagt:

„Ich werde mich diesem neuen Beweise der Feindseligkeit, die in der heutigen Gesellschaft gegen mich herrscht, mit meinem guten Bewußtsein unterwerfen, und an dem Tage, wo ich meine Strafe überstanden haben werde, mit Euch dieses unglückliche Land verlassen. Am zehnten Dezember werden die unglücklichen Franzosen in Consequenz der mißglückten Verfassung, die eben fertig geworden ist, ihren Präsidenten wählen — am zehnten Dezember werden wir uns nach Icarien einschiffen!“

Zehntes Kapitel.

Ein Fest der Republik.

Am zwölften November 1848, einem Sonntage, feierte Paris das Verfassungsfest, für welches die Nationalversammlung eine halbe Million ausgeworfen hatte.

Deputationen der Nationalgarde aus allen Departements, mitunter ganze Bataillone, marschirten in ununterbrochenem Zuge zu den Barrièren herein, die Bahnhöfe spieen in jeder Stunde neue Menschenmassen auf das Pariser Pflaster aus.

Ununterbrochen donnerten die Kanonen der Invaliden.

„Die Kanonade gilt der Präsidentschaftscandidatur Cavaignac's!" sagte ein Mann in der Vorstadt Saint-Antoine hämisch, indem er bei jedem Schusse ein Blatt Papier schwang.

Cavaignac hatte wirklich den Tag der Constitutionsfeier abgewartet, um mit seinem Programm hervorzutreten, welches, eine Arbeit Dufaure's, sehr versöhnlich abgefaßt war und Cavaignac's Namen nur einmal, als Unterschrift, enthielt. Mit derselben seltenen Bescheidenheit, mit der er bei der Belagerung von Tlemcen vergaß, in dem Rapporte an den Kriegsminister seiner erhaltenen Wunde zu gedenken, führte der General auch mit keinem Worte die Verdienste an, die er sich um die Republik erworben.

Die boshafte Bemerkung des Mannes in der Vorstadt Saint-Antoine war kaum verklungen, als sich ein lauter Jubel über die Straßen der bis dahin todtstillen Vorstadt ergoß, welche zu dem Verfassungsfeste keine freiwilligen Theilnehmer, keine Zuschauer, keine Nationalgardebataillone stellte — denn die Nationalgarde von Saint-Antoine war nach der Junischlacht aufgelöst worden.

Woher der plötzliche Jubel in der düstern Vorstadt?

Cavaignac hatte beim ersten Morgengrauen einhundertundfünfzig Junistreiter freigelassen und

Saint-Antoine traute seinen Augen kaum, als die Halbvergessenen mit einem Male in seinen Gassen auftauchten, ihre Angehörigen suchend.

Und mitten durch die jauchzenden Gruppen brachen sich die Beamten der Mairie Bahn, um die zweimalhunderttausend Francs, welche die Assemblée zur Vertheilung an die Nothleidenden von Paris votirt hatte, in kleinen Summen von Haus zu Haus zu tragen.

Bald aber wurde es wieder still in Saint-Antoine — was nützte es, daß einhundertundfünfzig frei waren, wenn noch vierzigmal so viel die Gefängnisse füllten?

Saint-Antoine hatte keine Veranlassung, die im Februar gesetzten Freiheitsbäume zu schmücken — winterlich kahl standen die Symbole da.

Der erste Schnee lag auf den Dächern, ein kalter Wind pfiff durch die Gassen.

Die Volksvertreter verließen um neun Uhr früh den Palast Bourbon.

Marrast und Cavaignac gingen nebeneinander den Uebrigen voran. Erst als sie beide auf dem festlich geschmückten Eintrachtsplatze angekommen waren, setzte sich die hohe Geistlichkeit im Gefolge

des Erzbischofs Sibour von der Madelainekirche aus in Bewegung.

Der Platz, den man wohl ohne Widerrede den schönsten der Welt nennen kann, sah sich von ferne wie ein Hafen mit festlich geschmückten Wimpeln an. Da gab es für jedes Departement, für Algerien und die Colonien dreifarbige Fahnen, darauf der Name derselben mit goldenen Lettern glänzte.

Vier hohe Mastbäume verherrlichten die vier entscheidenden Februartage; frisches Eichenlaub bildete eine Riesenguirlande um den ganzen dichtbevölkerten Platz.

Die Feierlichkeit hob mit einer mit Musik begleiteten stillen Messe an, die der Erzbischof, assistirt von vier Bischöfen, selbst las.

Unmittelbar darauf las Marrast entblößten Hauptes die Constitution dem Volke vor, das sie mit einem weittönenden: vive la république! auf das feierlichste schloß, worauf sich der Clerus wieder entfernte.

Nun verließ Cavaignac mit seinen Ministern die Estrade und stellte sich auf die letzte Stufe der Treppe, die sowohl zum Altare, als auch zu jener Erhöhung führte, auf welcher Marrast

früher Platz genommen hatte. Ihm gegenüber stand der Commandant der Nationalgarden, General Changarnier, zu Pferde.

Das Defiliren begann, der Ruf: „es lebe die Republik!“ ließ sich am häufigsten hören — auch vive Cavaignac! drang es manchmal aus den rasch vorüberschreitenden Reihen.

Die dritte Legion fügte zu diesen beiden auch noch den Ruf: à bas Napoleon! der jedoch dem General Cavaignac so wenig Vergnügen zu machen schien, daß er sich heftig abwandte.

Nach den Nationalgarden kamen die Truppen — sechsundvierzig Bataillone, fünf Cavallerieregimenter und sechs Batterien; die Vorstadt Saint Antoine konnte wieder einmal sehen, wie viele Soldaten in Paris waren.

Der Repräsentant Louis Napoleon Bonaparte hatte an dem Verfassungsfeste keinen Antheil genommen.

Am Abend jedoch durchstreifte er am Arme Persigny's die nachtdunklen Straßen, in welchen, wenn das ganze Festprogramm zur Wahrheit geworden wäre, alle Fenster festlich hätten erhellt sein müssen . . . .

Die öffentlichen Gebäude waren wohl glänzend erleuchtet, aber die Fenster in den Häusern unabhängiger Privatpersonen sahen glanzlos in die Straßen.

Die Finsterniß war so sehr allgemeine Regel in allen Straßen, in welchen sich keine öffentlichen Gebäude befanden, daß Louis Napoleon, als er die Rue de la Seine passirte, darüber lachen hörte, daß der Abgeordnete Paguerre seine sieben Fenster erleuchtet hatte.

Louis Napoleon sagte, indem er sich zu Persigny's Ohr beugte:

„Ich sehe überall die größte Gleichgiltigkeit — eine Republik, die so wenige Sympathieen hat, scheint mir auf schwachen Füßen zu stehen. Die Leute applaudiren nicht, die Comödie gefällt ihnen also nicht — lassen Sie uns dafür sorgen, daß der Vorhang bald fällt und ein neues Stück angeht." — — — — — — — — —

— — — — — — — —

Ende des dritten Bandes.

In gleichem Verlage sind ferner erschienen:

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 3 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bände. $2^2/_3$ Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bände. $2^2/_3$ Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 4 Thlr. — Unverhofft kommt oft. $1^1/_3$ Thlr.

Gayette, Jean Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. $2^2/_3$ Thlr.

Genast, Wilh., Das hohe Haus. 4 Bde. $5^1/_3$ Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 2 Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bde. $1^1/_2$ Thlr. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. $2^1/_2$ Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. $1^1/_2$ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. Roman und Geschichte in 10 Bänden à $1^1/_3$ Thlr. — **1830.** Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. $2^2/_3$ Thlr. — **1831.** Polens letzte Tage. Roman und Geschichte. 2 Bde. $2^2/_3$ Thlr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. $4^2/_3$ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. $1^1/_5$ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. $2^1/_2$ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. $3^2/_3$ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des

Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3½ Thlr. — Durch Sardinien. 1 Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Pichler, Louise, Werke 1.—20. Band à 12 Ngr.

Inhalt: 1.—4. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige.
5.—12. Der letzte Hohenstaufe.
13. 14. Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa.
15.—18. Aus böser Zeit.
19. 20. Vergangene und vergessene Tage.
(Jedes der Werke wird auch einzeln gegeben.)

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2½ Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 3½ Thlr.

Wartenburg, Karl, An trüben Tagen. 2 Bände. 2½ Thlr. — Neue Propheten. 2 Bde. 2½ Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr.

Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 2 Bde. 1½ Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

Lindner Johann

Lindin Franzen